

30 9 41

6. Jahrgang Heft 7/8 Juli/August 1941



Germanen- Erbe

Monatschrift für Deutsche Vorgeschichte

DIE BURG VON REPS

Eine siebenbürgisch-
sächsische Bauernfeste



Ämtliches Organ des

Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die
gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

Ämtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAF.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Germann Phleps: Kirchenburgen in Siebenbürgen und ihre Verwandten in Skandinavien und im Reich	98	Germann Harder: Der Straßburger Blutfegen	116
Karl Bertsch: Der Obstbau im vor- und frühgeschichtlichen Deutschland	103	Julius Andree: Die Abstammung des Menschen. Was sagt die Wissenschaft von heute?	119
Walter Modrijan: Das Blei in der Hallstattzeit	113	Nachrichten	125
		Bücher des Monats	128

Dein Volk und Dein Geschlecht haben Dir Vieles gegeben.

Sie verlangen dafür viel von Dir.

Gustav Freytag

„Germanen-Erbe“ erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18^b



SIEBENBÜRGISCHE KIRCHENBURG

Meschen bei Mediasch

Kirchenburgen in Siebenbürgen und ihre Verwandten in Skandinavien und im Reich

Siebenbürgen besitzt in seinen Kirchenburgen einen reichen Schatz unberührt gebliebener alter deutscher Kulturdenkmäler. Ihr Wert liegt neben der Überlieferung mittelalterlicher Kriegsbaukunst in der Erhaltung von Bauformen, die sich auf eine gemeingermanische Wurzel zurückführen lassen. Wie im altgermanischen Bauernhof der Speicher als wertvollster Bau zum Ort letzter Gegenwehr erkoren wurde, wählte man innerhalb der Dorfgemeinschaft hierzu die Kirche. Während bei dem ersten die Verteidigung auf ein Gebäude beschränkt blieb, dem man zu diesem Zwecke ein oder mehrere Wehrgeschosse aufstockte, wurde bei der letzten der anschließende Kirchhof mit in den Kreis der Befestigung gezogen. Man umgab ihn mit Mauern und Türmen. Trotzdem gibt es Beispiele, wo die Kirche ebenfalls Stockwerke erhielt, die mit Wehrgängen umzogen oder mit Schießscharten versehen waren und solches sogar innerhalb der befestigten Stadt (Abb. 2a). Das Ausbreiten nach der Höhe zu, also der Stockwerkbau, ist bei den Germanen zum erstenmal am Speicher geübt und hier erfunden worden. Die Abwehr feindlicher Angriffe hat dabei Pate gestanden.

Vielleicht trug das germanische Wohnhaus, das bei allen Stämmen ursprünglich der Zwischendecke entbehrte und dadurch eine Raumausweitung nach dem First hin darbot, mit dazu bei, den Zug nach aufwärts zu wecken.

Weil die Siebenbürger Sachsen auf ihren Kirchenburgen unter anderem gerade das mit Wehrgeschossen gesicherte Gotteshaus besonders gepflegt haben, sollen die nachfolgenden Zeilen dieser eigenartigen Architektur gewidmet und ihr Verwandtes bis nach Skandinavien hinauf vorangestellt werden.

Als bester Vertreter wehrhafter Vorrathshäuser darf das norwegische Loft gelten (Abb. 1). Es besteht aus zwei bis drei Geschossen. Den Vorteil, den die hochgelegenen Stock-

werke gegenüber den vom Boden aus anstürmenden Feind schon an sich gewährte, verstärkte man durch Angliedern eines vortragenden Ganges (norw.: Sval). Dieser bot zugleich dem umschlossenen, zum Schlafen dienenden unheizbaren Raum einen willkommenen Wärmeschutz.

Es ist belangreich zu verfolgen, wie diese ursprüngliche Bauform, die bei den Ostgermanen die gleiche Gestalt, bei den Westgermanen hingegen ein anderes Gefüge und keinen Gang besaß, sich baukünstlerisch weiter auswirkte und dieses nicht nur in materieller, sondern auch in geistiger und ethischer Beziehung. Virgt doch das Grabmal des großen Totenkönigs Theoderich in seinem Aufbau die gleichen Raumgedanken wie das Loft. Verwandtes klingt auch aus den im 12. Jahrhundert emporwachsenden deutschen Doppelkapellen, wenn auch hier durch Öffnen der Zwischendecke Erd- und Obergeschoß zu einer Einheit verschmolzen worden sind.

In der Helge-Ands-Kirche zu Wisby auf Gotland (aus der Mitte des 13. Jahrhunderts) sehen wir, neben dem kirchlichen auch den wehrhaften Gedanken verwirklicht (Abb. 2a). Erd- und Obergeschoß sind zu einer Doppelkirche vereinigt worden, darüber thront ein Wehrgeschoß, das in einen Turm überleitet. Die Rundkirchen Bornholms, von denen die um 1300 errichtete Oleskirche im Bilde wiedergegeben ist (Abb. 2b), dürfen hier mit angereicht werden. Auch sie erheben sich über einem konzentrischen Grundriß und tragen

über dem Kirchenraum Wehrgeschosse. Ließe man bei diesen und der vorhin genannten den Choranbau samt der Altarnische weg, so erhielte man eine Übersetzung des Stockwerkspeichers in Stein.

Es ist natürlich, daß die Wehrgeschosse auch zu Kirchen mit langgestreckten Grundrissen übergriffen, diesen sogar nachträglich aufgesetzt wurden. Man findet sie im Reich, wenn auch vereinzelt, von Niedersachsen bis nach der Ostmark (Abb. 3a, b), ohne

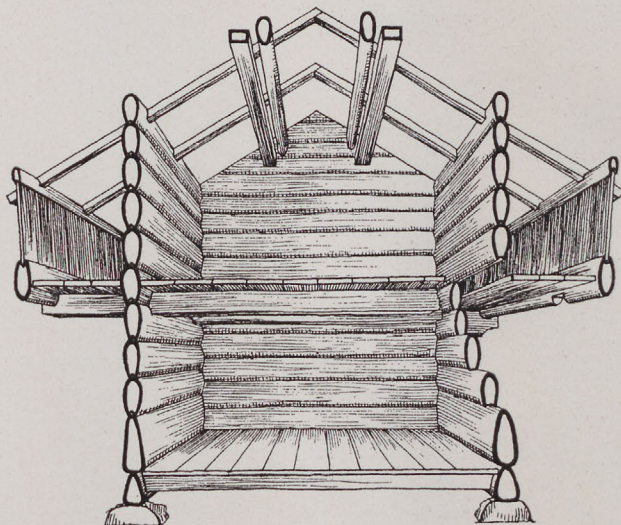


ABB. 1. NORWEGISCHER STOCKWERKSPEICHER

daß sie hier, abgesehen von drei Dorfkirchen im Sächsischen Erzgebirge (Abb. 3 b) eine nach außen hin gemeinsame Züge verratende Architekturform gezeitigt hätten.

Wesentlich häufiger als die vorigen zeichnen sich auf deutschem Boden die wehrhaft gemachten Speicher aus, also die bäuerlichen Familienburgen. Da sie meist in Holz errichtet wurden (Abb. 3c), haben sich nur wenige von ihnen erhalten können. In Niedersachsen sind sie schon seit dem 9. Jahrhundert inmitten der sonst von Holz gebauten Bauernhöfe auch in Stein ausgeführt worden; so die Lippischen Steinwerke.

In Siebenbürgen, wo die 1141 mit der Einwanderung beginnenden deutschen Bauern sich in geschlossenen Dorfgemeinschaften niederließen, war die Kirche der gegebene, zur Verteidigung mahnende Sammelpunkt. Es sind hier alle Schutzvorkehrungen vorhanden (Abb. 4, 5, 6, 7 u. 8), von den Wehrtürmen, Wehrmauern, Wehrhäusern bis zu den Beispielen, wo der Chor oder sogar die ganze Kirche zur Burg mit einem im Schiff ausgegrabenen Brunnen verwandelt worden ist. Wie schon eingangs angedeutet wurde, soll aus der

Fülle der Vielgestaltigkeiten nur die letztere besprochen werden. Die Dorfkirchen zu Henndorf (Abb. 7 b u. 4) und Reisd (Abb. 7 a, 5 u. 8) dürfen als die vollgültigsten dieser Art herausgestellt werden, denn sie besitzen beide keinen Turm. Außerdem sind sie einschiffig, entbehren also der Seitenschiffe, die, abgesehen von einer Hallenkirche, die Abwehr von oben beeinträchtigt hätten. Dazu ist bei der der ausklingenden Gotik angehörenden Reisd Kirche der Ausbau zur Wehrkirche schon von Anfang an geplant und ausgeführt worden. Die auf einen älteren Kernbau zurückblickende Kirche von Henndorf geht insoweit der von Reisd voraus, als bei ihr über einem massiven Speicher- und zugleich Wehrgeschoß sich ein vorkragendes hölzernes erhebt (Abb. 7 b). Von dieser urtümlichen, in westgermanischem Ständerwerk gezimmerten Bauart, die dem Verteidiger einerseits eine Brustwehr bot, andererseits durch die aus der Vorkragung sich ergebenden Werfscharten eine Abwehr in der Senkrechten gestattete, besitzt Siebenbürgen eine größere Anzahl (Abb. 8). Kennzeichnend sind hier auch die Hängeböcke, die die vorgeschobene Umfassungswand tragen. Im Reich erhielt sich Ähnliches außer

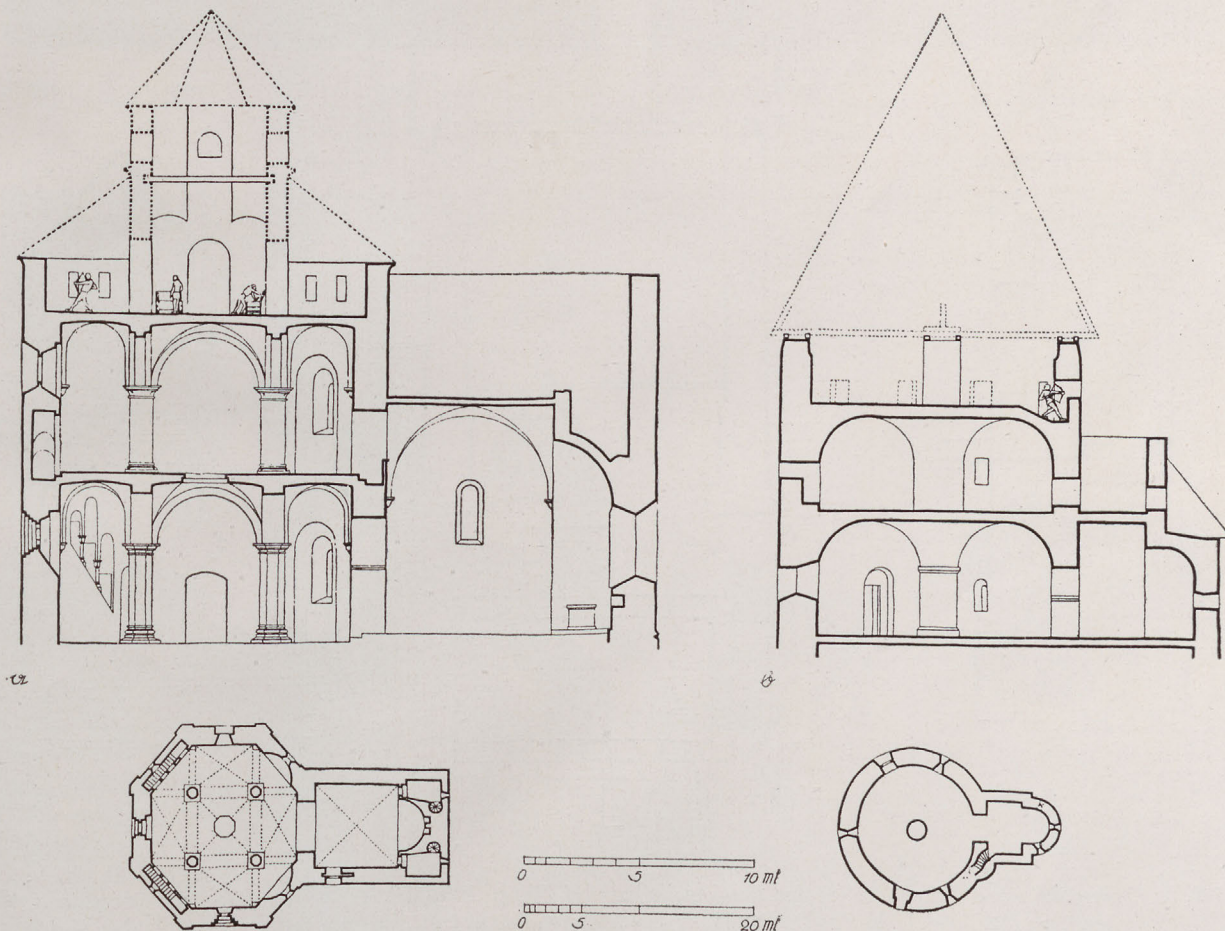


ABB. 2. Querschnitte und Grundrisse der a) Helge-Ands-Kirche zu Wisby auf Gotland (1255) und b) der Oleskirke auf Bornholm (um 1300). (Gezeichnet unter Benützung von J. Roosval, *Die Kirchen Gotlands*; F. Seesselberg, *Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker* und F. Laske, *Die vier Rundkirchen auf Bornholm*)

den drei schon erwähnten Kirchen des sächsischen Erzgebirges (Abb. 3 b) und einem Speicher in Niederlungwitz (Abb. 3 c) am Deutschordenschloß in Allenstein.

In Henndorf ist die Brüstung verschalt worden (Abb. 4). Es kommen aber Beispiele vor, wo man die Brüstung ausmauerte, und das ganze stolze Ständerwerk, das Stammeszeichen der Westgermanen, zur Schau stellte (Abb. 6 u. 8 a). Eigenartigerweise hat man in Reisd dieses Holzgefüge mit einem massiven Wehrgang ummauert (Abb. 5 a, 7 au. 8 b). Er wird von Bögen getragen, die sich von Strebepfeiler zu Strebepfeiler schwingen und dem ganzen einen gedrungenen ernsten Eindruck verleihen. Weil von Strebepfeilern getragene massive Wehrgänge in Frankreich schon in der Spätromanik vorkommen, hat man an eine

Vermittlung von dort aus durch die Anjouer gedacht. Da aber Reisd deutlich eine Umwandlung des hölzernen Wehrganges in einen steinernen zur Anschauung bringt, darf man in Siebenbürgen an eine Neuerfindung glauben. Die Anregung gaben die neuauftkommenden Feuerwaffen. Diese zwangen sogar dazu, auch ältere Kirchen mit massiven Wehrgängen auszurüsten, wozu der Chor die beste Gelegenheit bot. So kommt es nicht selten vor, daß durch diese Bereicherung der Chor über das Kirchenschiff hinauswächst und mit dem Westturm in Wettbewerb tritt, als wenn am Ende einer Entwicklung der schon vor der christlichen Zeitrechnung am germanischen, wehrhaft gemachten Stockwerkspeicher auftretende Urgedanke noch einmal stolz sich bemerkbar machen wollte.

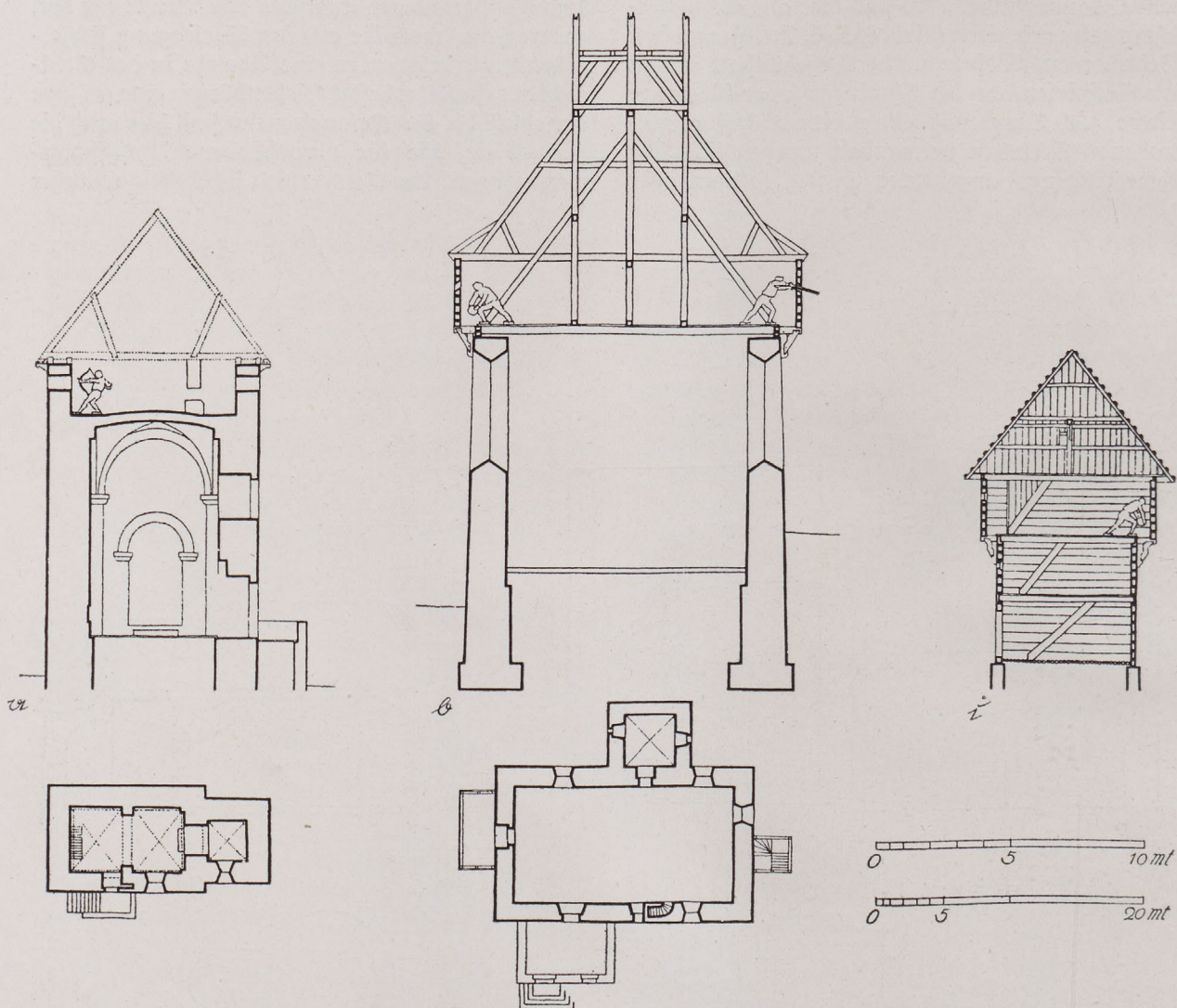


ABB. 3. Querschnitte und Grundrisse a) der Burgkapelle zu Aicholding, Bez.-Amt. Beilngries, Reg.-Bez. Oberpfalz und Regensburg (12. Jahrh.); b) der Dorfkirche zu Großrückerswalde bei Marienberg, Sachsen; und c) des Speichers eines Bauerngutes in Niederlungwitz bei Glauchau, Sachsen. Die Außenfluchten des letzteren waren zum Schutz gegen Feuer mit einer dicken Lehmsschicht ummantelt. (Gezeichnet unter Benützung von F. H. Hofmann und F. Mader, Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg, Heft 13, 2. O. Gruner, Die Dorfkirche im Königreich Sachsen und 3. Das Bauernhaus im Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten)



ABB. 4. HENNDORF

Choransicht der Kirche



ABB. 5. KEISD

Choransicht der Kirche



ABB. 6. KIRCHENBURG SCHÖNBERG

in Siebenbürgen

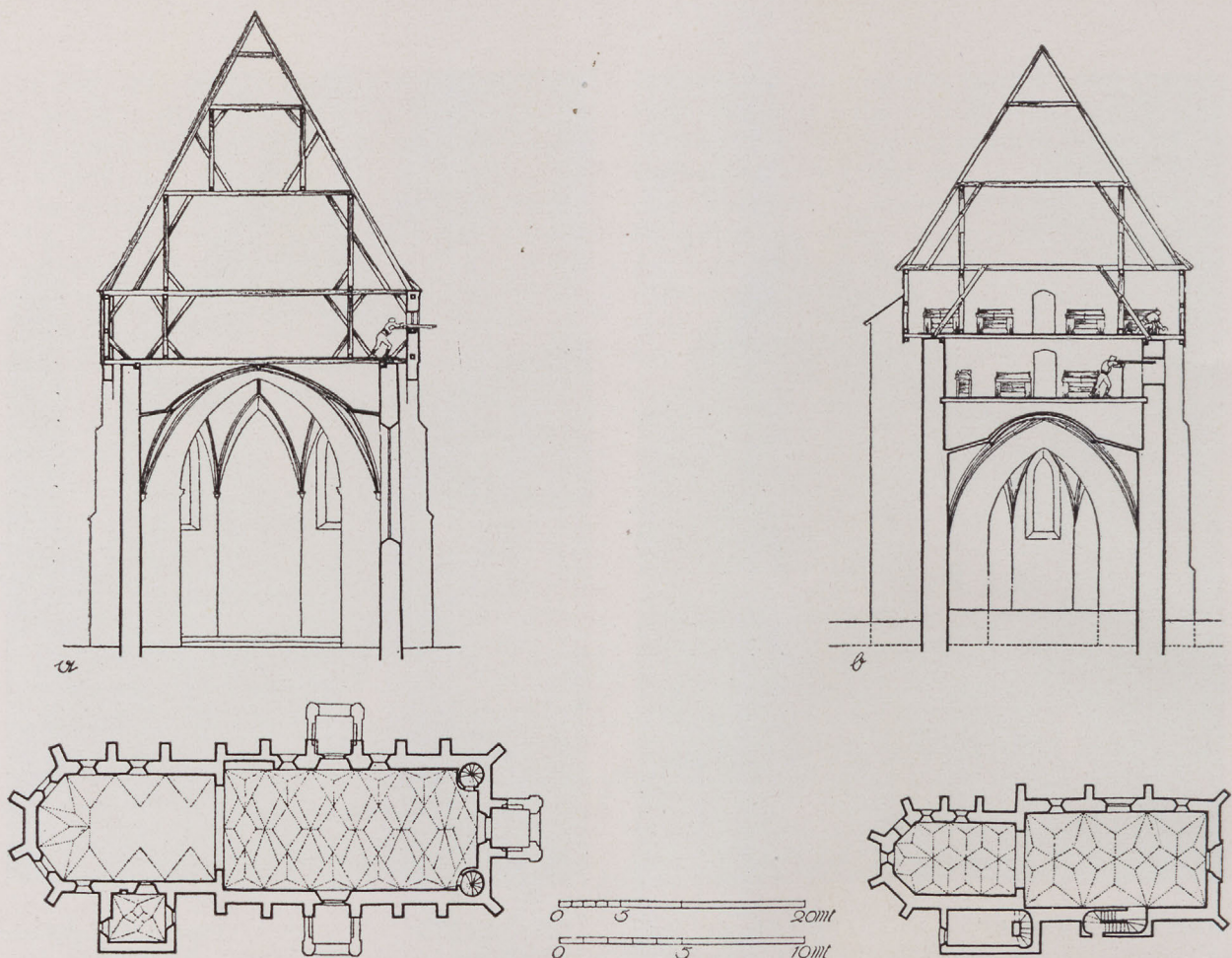


ABB. 7. DIE KIRCHEN a) zu Keisd (1493—1496) und b) zu Henndorf (um 1500) in Siebenbürgen. Querschnitte und Grundrisse. Aufnahmen des Verfassers

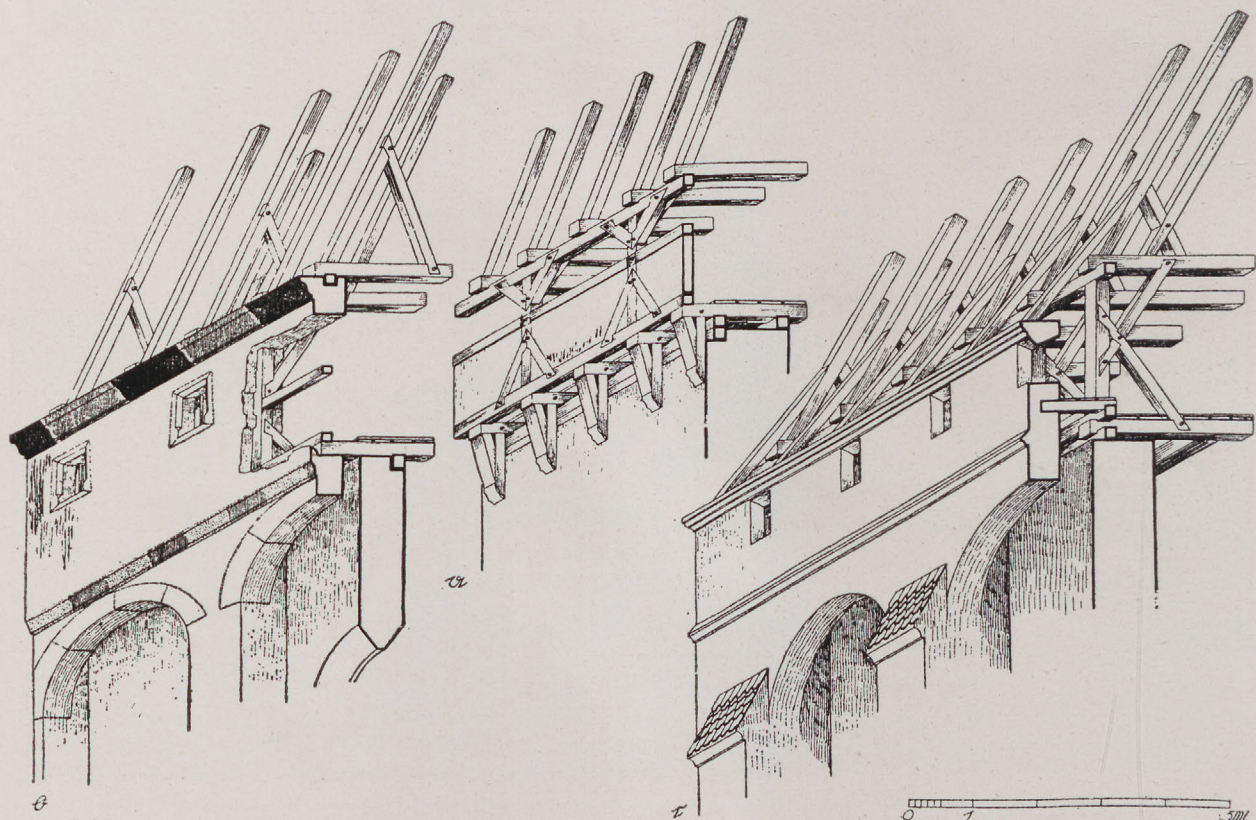


ABB. 8. Hölzerne und massive Wehrgänge von a) einem Wehrturm der Kirche zu Schönberg; b) der Kirche zu Keisd; und c) dem Chor der Kirche zu Großkopisch in Siebenbürgen. Aufnahmen des Verfassers

Der Obstbau im vor- und frühgeschichtlichen Deutschland

Als nach Abschluß der Eiszeit die Waldbäume wieder in Deutschland einwanderten und dabei selbst Wälder bildeten, im südwestlichen Oberdeutschland erst Birken- und Kiefernwälder, dann Haselgehölze und Eichenmischwälder und endlich Buchenwälder, da zogen auch die Wildobstbäume in unser Land ein. An ihrer Spitze marschierten die Traubekirsche (*Prunus padus*) und die Süßkirsche (*Prunus avium*), die schon in der Mittelsteinzeit in den sich lichtenden und von Haselgebüsch durchsetzten Kiefernwäldern erschienen. In der Jüngeren Steinzeit kamen dann auch die andern an, der Apfelbaum (*Malus*), der Birnbaum (*Pirus*) und der Pflaumenbaum (*Prunus insititia*).

Wenn in deutschen Büchern über den Obstbau im vorgeschichtlichen Deutschland berichtet wird, verweist man auf Funde in der Schweiz, und doch liegen solche in ziemlicher Zahl auch aus Deutschland selbst vor. Darum sollen sie hier eingehender behandelt und den ausländischen vorangestellt werden.

Der Apfel

Die älteste Apfelsfrucht, die mir bekannt geworden ist, stammt aus einer Hütte der Bandkeramik in Böckingen bei Heilbronn am Neckar. Sie ist hier durch Oberlehrer Mattes in Heilbronn gefunden worden, leider schon zerbrochen, als sie geborgen werden konnte (Abb. 1). Es ist der kleinste Apfel der vorgeschichtlichen Zeit, der nur 14 mm in der Breite erreicht. Er ist völlig verkohlt. Seine Oberfläche ist nicht verrunzelt, sondern glatt. Er hat also von seiner ursprünglichen Größe kaum etwas eingebüßt.

Eine so kleine Apfelsfrucht kommt aber nicht dem gewöhnlichen Wildapfel zu, dem Holzapfel (*Malus silvestris*), sondern nur dem Paradiesapfel (*Malus paradisiaca*), der kaum über 1,5 cm in der Dicke erreicht. Aber diese strauchige Pflanze soll in



ABB. 1. WILDÄPFEL von Böckingen bei Heilbronn a. N. Hütte der Bandkeramik. 1. Querschnitt. 2. Längsschnitt. 3. rekonstruiert

Mitteleuropa nur verwildert vorkommen. Als seine Heimat werden Südrußland und Vorderasien bis Turkestan und Sibirien genannt. In Württemberg war er schon vor mehr als hundert Jahren den Weingärtnern unter dem Namen Schleizling bekannt. Wenn er es schon damals zu einem eigenen volkstümlichen Namen gebracht hat, dann muß er schon lange zuvor im Neckartal vorgekommen und dort verbreitet gewesen sein. Unser Fund beweist, daß er hier sogar bis ins Vollneolithikum zurückreicht und mindestens auf ein Alter von 5000 Jahren zurückblicken kann. Er ist also im Neckartal einheimisch, trotz aller Angaben in den Floren.

Sein Heimatrecht im Neckartal bietet aber nichts Außerordentliches mehr, seitdem es mir gelungen ist, auch das Vorkommen der wilden Weinrebe (*Vitis silvestris*) für die Zeit der Bandkeramik nachzuweisen.

Im Spätneolithikum werden dann die Apfelsfunde etwas reichlicher. Da liegt mir zunächst ein

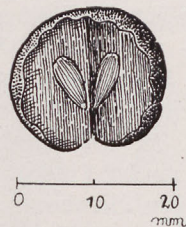


ABB. 2. WILDÄPFEL aus dem Pfahlbau Wangen am Bodensee. Spätneolithikum

Wildapfel aus dem Pfahlbau Wangen am Untersee in Baden vor (Abb. 2). Er ist 20 mm breit. Die Pfahlbauleute hatten ihn halbiert und gedörrt, und in diesem Zustand ist er beim Brand der Hütte verkohlt. Beim Schneiden ist keines der Kernfächer halbiert worden, zwei Kerne schauen in die Schnittfläche herein. Auch der Buzen ist weggeschnitten. Die Haut ragt etwas in die Schnittfläche vor, wie es bei gedörrten Apfelschnitzen gewöhnlich der Fall ist.

Diesen Apfel kannte schon Oswald Heer. Übereinstimmende Formen waren ihm auch aus schweizerischen Pfahlbauten zugekommen: von Robenhäusen im Pfäferser See im Kanton Zürich, von Moosseedorf im Kanton Bern und von Concise am Neuenburger See. Er beschreibt ihn folgender-

maßen: „Er ist fast kugelförmig, nur etwas breiter als hoch, indem sein Längsdurchmesser 15—24 mm beträgt, während der Querdurchmesser um etwa 3 mm größer ist. Beim Stiel und Kelch ist er stumpf abgerundet oder doch nur wenig vertieft. Das runde Kernhaus hat einen großen Durchmesser (bis 13 und 15 mm), es nimmt daher einen bedeutenden Teil der Frucht ein, so daß nur eine kleine fleischige Partie übrigbleibt. In allen Verhältnissen stimmt diese Sorte vollkommen mit dem Holzapfel unserer Wälder überein. Manche Stücke sehen in der Größe und Form den Früchten eines

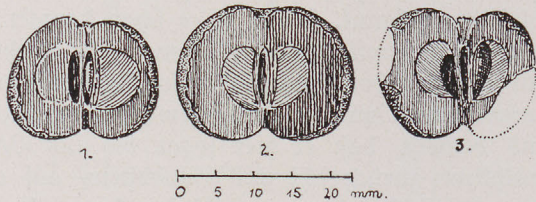


ABB. 3. WILDÄPFEL aus dem Pfahlbau Bodman im Bodensee. Spätneolithikum

Holzapfelbaumes, der an den Nagelfluhfelsen unter der Kuppe des Ailberges steht, so ähnlich, als wären sie von diesem Baum genommen.“

Damit haben wir eine zweite Stammpflanze des Apfelbaums kennengelernt, den Holzapfel (*Malus silvestris* = *M. acerba*). In Mitteleuropa soll er weit verbreitet sein. Nach Ascherson und Gräbner findet er sich in Wäldern, namentlich in gemischten Laub- und Nadelwäldern, an Waldrändern und in Lichtungen im ganzen Gebiet Mitteleuropas zerstreut, fehlt aber stellenweise auf weiten Strecken. In Württemberg war er nach Martens und Remmler (1865) wild in Wäldern viel seltener als der Birnbaum. Heute ist er in Oberschwaben fast ausgerottet. Es ist mir nur ein einziger Strauch im abgelegenen Gebiet des Höchsten bekannt geworden, in dessen Schluchten

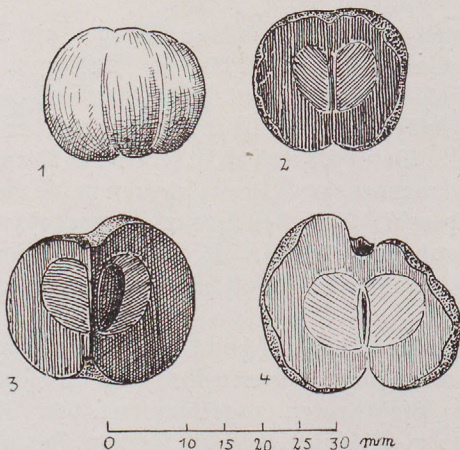


ABB. 4. WILDÄPFEL aus dem Pfahlbau Ruhestetten in Hohenzollern. Spätneolithikum

sich auch zahlreiche Eiben (*Taxus*) erhalten haben. Im übrigen Oberschwaben sind die wilden Holzapfelbäume, die keine wertvollen, schlagbaren Stämme entwickeln, als Waldunkräuter ausgehauen worden, besonders bei der Umwandlung der ehemaligen Buchenmischwälder in gleichförmige Fichtenwäldungen, wobei der Kahlschlag ganzer

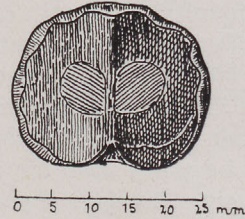


ABB. 5. WILDÄPFEL aus dem Pfahlbau Raueneck bei Konstanz. Bronzezeit

Flächen ihnen vor allem verhängnisvoll geworden ist.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse für den Holzapfel auf den Felsen der Schwäbischen Alb. Ich sah ihn hier mehrfach. Belege für meine Sammlung habe ich mitgenommen am oberen Felsenrand des Lochenhorns bei Balingen, an den Felsen des Ramspels zwischen Beuron und Fridingen im oberen Donautal, an den Felsen von Hitzkofen im unteren Laucherttal bei Sigmaringen und an den Felsen von Rechtenstein an der Donau.

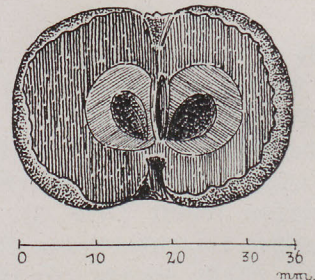


ABB. 6. KULTURAPFEL aus dem Pfahlbau Wangen am Untersee in Baden. Spätneolithikum

Der Holzapfelbaum wächst sowohl baum- als auch strauchartig. Seine Kurztriebe endigen meist in Dornen, seine Blätter sind zuletzt beiderseits kahl oder nur unterseits auf den Nerven schwach flaumhaarig, seine Früchte sind kugelig, 2—2,5 cm dick und von herbem, saurem Geschmack. Er findet sich von Westeuropa bis nach Zentralasien hinein.

Dieser Holzapfel kommt nun noch mehrfach in neolithischen Siedlungen Deutschlands vor. Zunächst bilde ich drei Äpfel aus dem Pfahlbau Bodman am Bodensee ab (Abb. 3). Alle drei sind halbiert worden. Der erste erreicht eine Dicke von 2 cm, der zweite von 2,4 cm und der dritte von 2,1 cm. Etwas größer sind die Holzapfel des Pfahl-

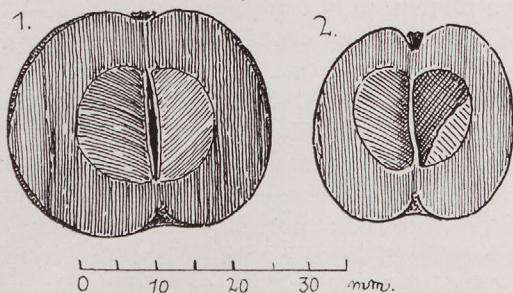


ABB. 7. KULTURÄPFEL aus dem Pfahlbau Bodman im Bodensee. Spätneolithikum

baus Ruhestetten in Hohenzollern. Von vier mir vorliegenden Stücken ist der erste Apfel ganz (der einzige, der mir so zugekommen ist), die anderen drei sind halbiert worden. Sie erreichen eine Dicke von 2,1, von 2, von 2,5 und 2,6 cm (Abb. 4).

E. Hofmann führt den wildwachsenden Holzapfel auch aus dem Pfahlbau Mondsee in Oberdonau an.

Auch in bronzezeitlichen Pfahlbauten fand er sich in ähnlicher Ausbildung. Ich bringe eine Zeichnung von einem Holzapfel aus dem Pfahlbau Raueneck in Konstanz, der in der Breite 2,6 cm mißt (Abb. 5).

Diese Funde zeigen, daß die Leute der Jüngerer Steinzeit die Wildäpfel sammelten und sie nicht bloß frisch genossen, sondern sogar dörreten und von ihnen Vorräte für den Winter anlegten. Dabei bevorzugten sie sicherlich die größten und wohl-schmeckendsten Formen. Ihre Kerne passierten den Darmkanal der Menschen, ohne daß sie zerstört wurden. Im Gegenteil, ihre Keimfähigkeit nahm erheblich zu. Apfelbäume, deren Früchte der Mensch als wohl-schmeckend unter den herben und sauren Wildsorten herausgefunden und in großer Menge gegessen hatte, wurden so in der Nähe der menschlichen Siedlungen angesät. Die Düngung, die diesen Samen beim Verlassen des menschlichen Darmes mitgegeben wurde, sorgte dafür, daß der entstehende Sämling die nötige Nahrung zu einer kräftigen Entwicklung erhielt.

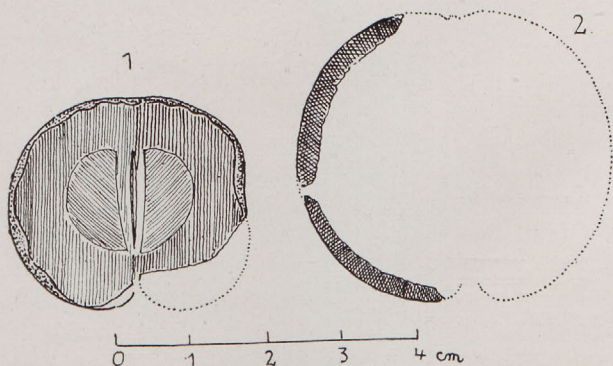


ABB. 8. KULTURÄPFEL aus dem Pfahlbau Ruhestetten in Hohenzollern. Spätneolithikum

Die Apfelbäume wurden allmählich in der Nähe der Siedlungen immer zahlreicher. Gerade die besten Wildsorten sammelten sich hier an. Beim Paradiesapfel wurde der Anschluß an die Siedlungen so auffallend, daß sein ursprüngliches Bürgerrecht in der heimischen Flora zuletzt gar nicht mehr erkennbar war. Die Lichtstellung und der bessere Boden förderten ihre Entwicklung. Es entstanden Mutationen mit größeren und besseren Früchten. Natürliche, unbewußte Auslese durch den Vorzeitmenschen führte so zu einer Zunahme

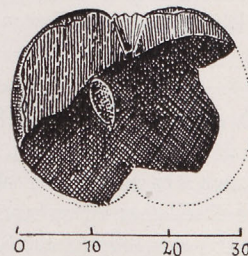


ABB. 9. KULTURÄPFEL aus dem Pfahlbau Reute bei Waldsee (Württbg.). Spätneolithikum

der Größe der Äpfel und zu einer fortschreitenden Verbesserung ihres Geschmacks.

In der Nähe der Siedlungen aber trafen sich auch die beiden Wildäpfel unserer Flora, der Holzapfel und der Paradiesapfel. Insekten befruchteten beide gegenseitig. Es entstanden Bastarde, die in der Enkelgeneration Bäume mit den Vorzügen beider Arten erzeugten. Vom Paradiesapfel hatten

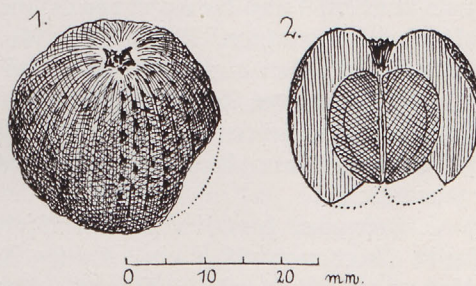


ABB. 10. KULTURÄPFEL vom Pfahlbau Bodman im Bodensee. Spätneolithikum

sie den süßen Geschmack und vom Holzapfel die bedeutendere Größe geerbt. Zugleich neigten sie wie die meisten Bastarde zum Riesenwuchs. All ihre Teile, besonders aber die Früchte vergrößerten sich über die Stammformen hinaus. So waren gegen Ende der Steinzeit Kulturäpfel entstanden, die die Ausgangsformen in Größe und Geschmack wesentlich übertrafen.

Es sind die ältesten Kulturäpfel. Oswald Heer hat sie nach den wichtigsten Fundstätten Pfahlbauäpfel genannt. Ich bilde eine Anzahl derselben ab. An erster Stelle steht ein Apfel vom Pfahlbau Wangen am Untersee in Baden (Abb. 6).

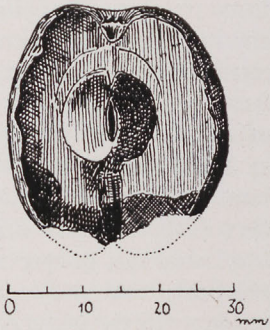


ABB. 11. KULTURAPFEL aus dem Pfahlbau Robenhausen im Pfäffiker See im Kanton Zürich. Spätneolithikum (nach O. Heer)

Er ist halbiert und gedörrt worden. Trotzdem erreicht er noch eine Breite von 36 mm. Das Kerngehäuse ist zwar auch etwas größer als am Holzapfel, der fleischige Teil aber ist es noch viel mehr. Der Unterschied tritt besonders scharf hervor, wenn man ihn mit dem Holzapfel vom gleichen Pfahlbau vergleicht (Abb. 2).

Ähnliche Äpfel liegen vor aus dem Pfahlbau Bodman am Bodensee (Abb. 7), vom Pfahlbau Ruhestetten in Hohenzollern (Abb. 8) und vom Pfahlbau Reute bei Waldsee in Oberschwaben (Abb. 9). Wo diese Äpfel in reichlicher Menge erhalten sind, kann man alle Übergänge vom Wildapfel zum Kulturapfel feststellen. Ich bilde zwei solche Zwischenformen aus dem Pfahlbau Bodman ab, so daß die Abb. 3, 10 und 7 die ganze Entwicklungsreihe zeigen. Wenn wir die Äpfel bis 25 mm als Wildäpfel und die Äpfel von 30 mm an als Kulturäpfel betrachten, können wir für alle Zwischenmaße Angaben aus dem Schrifttum beibringen, alle lieferte der Pfahlbau Robenhausen. Diese Zwischenstufen lehren, daß der große Pfahlbauapfel tatsächlich aus dem kleinen Wildapfel hervorgegangen ist.

Nach E. Hofmann kommt auch im Pfahlbau Mondsee in Oberdonau neben einer kleinen Apfelsorte, die dem wildwachsenden Holzapfel entspricht, eine große Sorte vor, die bereits eine Kultursorte darstellt und mit dem Pfahlbauapfel von Robenhausen identisch ist.

Im Pfahlbau Bodman lassen sich zwei verschiedene Sorten von Pfahlbauäpfeln unterscheiden, eine Form, die breiter ist als lang und die Heer als runden Pfahlbauapfel bezeichnet hat, und eine zweite Form, die etwas länger ist als breit, die also eine längliche Pfahlbausorte darstellt (Abb. 7). Letztere Form ist noch besser ausgebildet bei einem Apfel vom Pfahlbau Robenhausen, den ich nach der Abbildung von Heer nachzeichne (Abb. 11).

In vielen deutschen Fundstätten aus neolithischer Zeit kommen nur Apfelkerne vor, nach denen die Wild- und Kultursorten nicht auseinandergehalten

werden können, so in den Pfahlbauten von Sippingen und Nußdorf am Bodensee, in der Riedschachensiedlung und im Moordorf Taubried im Federseeried und in Norddeutschland in der Siedlung der Großsteingraberleute am Dümmer auf der Grenze von Oldenburg und Hannover. Nach Neuweiler fanden sich außerdem Reste neolithischer Äpfel im Pfahlbau Hornstad am Untersee, bei Ettersberg in Thüringen und in den Pfahlbauten vom Wolfgangsee in Oberdonau und nach E. A. Weber an der Kieler Förde in Holstein. Zahlreich aber sind die Fundstellen in der Schweiz.

Aus jüngeren Zeitabschnitten fehlen ganze oder halbierte Äpfel. Es kommen nur noch Apfelkerne vor. Sie konnten festgestellt werden aus der Bronzezeit von der Wasserburg Buchau im Federseeried und aus der Hallstattzeit von der Burghöhle im Hönnetal in Westfalen.

Infolge des Fehlens von vollständigen Äpfeln wissen wir nicht, welche Entwicklung die Kulturäpfel in den 2000 Jahren der Bronzezeit und der Eisenzeit durchgemacht haben, aber daß sie beträchtlich gewesen ist, dürfen wir nach den Erfahrungen in dem kurzen Abschnitt des Spätneolithikums annehmen.

Als dann um die Zeitenwende die Römer in Deutschland eindrangen, mögen sie ihre eigenen Apfelsorten mitgebracht haben. Sicher wissen wir es nicht. Jedenfalls waren sie den einheimischen Sorten nicht so überlegen, daß die Germanen in ihnen etwas Neues gesehen hätten. Deshalb hat auch der lateinische Name das alte deutsche Wort Apfel nicht verdrängen können, wie dies bei der Birne geschehen ist. Wenn sie Tacitus als *agrestia poma* oder ländliches Obst herabsetzt im Gegensatz zum Tafelobst der Römer, so entsprang dies dem Bestreben, das Römische gegenüber dem Ger-

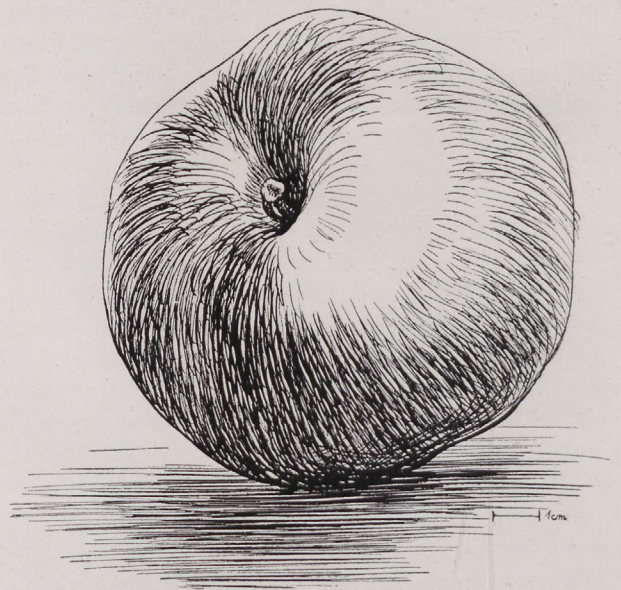


ABB. 12. APFELSORTE BOSKOP

manischen herauszustreichen. Die übliche Übersetzung „wildes Obst“ ist fehlerhaft und steigert noch die Übertreibung des Tacitus.

Apfelreste aus römischer Zeit sind übrigens selten. Sie fehlen auf der Saalburg im Taunus, wo zahlreiche andere Obstreste gefunden worden sind: Pflaumen, Zwetschgen, Kirschkpflaumen, Süß- und Sauerkirschen, Pfirsiche, Aprikosen und Walnüsse. Dagegen fand Neuweiler Apfelfkerne zusammen mit Süßkirschen, Zwetschgen und Traubenternen in einem frühromischen Kastell von Basel, und ich selbst kann sie anfügen von einem römischen Brunnen in Alalen aus dem 2.—3. Jahrhundert.

In der späteren Kaiserzeit kannten die Römer 29 Apfelsorten. Da aber Dioscorides im 1. Jahrhundert von Griechenland nur zwei Kulturäpfel anführt, dürfen wir wohl annehmen, daß die Römer ihre Äpfel aus dem vorderen Orient, vor allem aus Armenien, erhalten haben, wo die Wildäpfel ihre größte Mannigfaltigkeit erreichen. Durch ihre Einführung wäre also das Blut eines dritten Wildapfels, des Filzapfels (*Malus tomentosus*) oder Süßapfels (*Malus mitis*), in die deutschen Apfelmulturen gekommen und damit die Möglichkeit einer Weiterentwicklung unserer Apfelsorten geschaffen worden.

Wohlerhaltene Äpfel aus Großgermanischer Zeit (6.—7. Jahrhundert), die uns über diese Entwicklung hätten Aufschluß geben können, fanden sich in den Alamannengräbern von Oberflacht im Kreis Tuttlingen. Sie sind aber leider verlorengegangen.

Im Capitulare de villis Karls des Großen (812) werden süße und saure Daueräpfel genannt wie Gosmaringer, Geroldinger, Crevedeller und Spe-rauker, daneben Frühäpfel und drei bis vier Sorten Obst zum Dörren, Rohobst und Spätobst. Doch sind diese Apfelsorten heute nicht mehr zu identifizieren.

Von da ab steigt die Zahl der Sorten beständig. Valerius Cordus beschreibt im 16. Jahrhundert 33 Sorten, darunter den Borsdorfer und den Rosenapfel. Bauhin kennt 70 Sorten aus Südwestdeutschland, und nach Hegi sind heute etwa 1500 verschiedene Kultursorten bekannt.

Bei den vor- und frühgeschichtlichen Apfelsorten spielen die Chromosomenverhältnisse keine Rolle, da alle in Betracht kommenden Wild- und Kulturäpfel den doppelten Chromosomensatz führen. Erst in den neueren Züchtungen treten auch Formen mit dem dreifachen Satz auf. Ähnlich ist es bei allen anderen Obstarten.

Um zu zeigen, wie weit man heute in der Apfelmkultur gekommen ist, füge ich eine Zeichnung von einer modernen Sorte, dem bekannten Boskop, an (Abb. 12).

Die Birne

Die Geschichte der Birne stimmt weitgehend mit derjenigen des Apfels überein. Doch sind die Reste viel seltener.

Wir wenden uns zunächst einem Fund aus dem spätneolithischen Pfahlbau Ruhestetten in Hohen-zollern zu. Diese Birne ist in zwei Hälften zerschnitten und dann gedörrt worden. Beim Brand des Pfahlbaus ist sie später verkohlt. Sie ist 23 mm lang und 27 mm breit. Ihr Stiel ist deutlich vorgezogen. Es handelt sich also um eine Holzbirne (*Pirus achras*) (Abb. 13).

Eine andere Wildbirne hat Oswald Heer aus dem Pfahlbau Wangen am Untersee in Baden erhalten (Abb. 14). Sie ist 28 mm lang und 19 mm dick. Wenn wir ihre Länge durch die Dicke dividieren, erhalten wir einen Wert von 1,47. Bei der Birne von Ruhestetten aber beträgt dieser Wert nur 0,85. Beide gehören also zwei verschiedenen Formen der Holzbirne an.

Die zweite Form fand Heer auch im Pfahlbau von Robenhausen im Pfäffiker See im Kanton Zürich und Neuweiler im Pfahlbau St. Blaise im Neuenburger See. Die letztere war 23 mm lang und 17,5 mm dick. Der Quotient aus Länge und Dicke war also hier 1,31. E. Hofmann fand endlich Holz des Birnbaums im neolithischen Pfahlbau vom Mondsee in Oberdonau.

Aus der nachfolgenden Bronzezeit stammen sodann Wildbirnen vom Pfahlbau Baradello bei Como. Sie waren 25 mm lang und 16 mm dick. Der entsprechende Quotient beträgt also 1,56.

Auffallender ist ein Birnenschnitt aus dem Pfahlbau Bodman im Bodensee. Er ist 42 mm lang und 21 mm breit. Wegen dieser Größe ist diese Birne nicht in zwei, sondern in vier Schnitte zerschnitten worden. Es war also bereits eine ganz stattliche Frucht, die gegenüber den vorgenannten Wildbirnen eine so bedeutende Größenzunahme aufweist, daß wir sie als Kulturbirne anerkennen müssen. Der Pfahlbau, in dem sie gefunden wurde, reicht vom Spätneolithikum bis in die Bronzezeit herein. Da die genaue Lage in der Kulturschicht nicht bekannt ist, werden wir sie wohl am besten dem jüngsten Abschnitt zuweisen, also der Bronzezeit (Abb. 15).

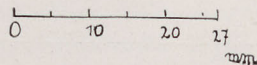
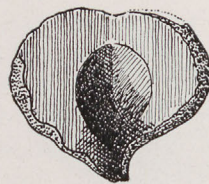


ABB. 13. WILDBIRNE aus dem Pfahlbau Ruhestetten in Hohenzollern. Spätneolithikum



ABB. 14. WILDBIRNE vom Pfahlbau Wangen am Bodensee. Spätneolithikum (nach Heer)

Aus diesen Funden ergibt sich, daß die wilden Birnbäume schon im Neolithikum ziemlich verbreitet waren, und daß die Steinzeitleute ihre Früchte gesammelt und sowohl frisch als auch gedörrt gegessen haben. Dabei muß die Birne die gleiche Entwicklung durchgemacht haben wie der Apfel. Es erfolgte eine unwillkürliche Auslese der wilden Formen nach Größe und Wohlgeschmack und die Anreicherung der besseren Sorten in der Nähe der Siedlungen. Schließlich sind ausgesprochene Kulturformen entstanden.

Aus der Spätbronzezeit stammt ein Birnenkern von der Wasserburg Buchau im Federseeried, und Neuweiler gibt die Birne aus dem gleichaltrigen Pfahlbau Sumpf bei Zug an. Im ganzen sind also die Birnen ziemlich selten geblieben.

Reichlicher müssen sie in den letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. in Italien vorgekommen sein. Cato kannte bereits 6 Birnensorten und 200 Jahre später Plinius gar 35. Von diesen mögen einige auch zu den Germanen an den Rhein gebracht worden sein. Hier war die Birne immer noch selten. Den meisten Germanen muß sie als etwas Neues vorgekommen sein. Sie haben darum den

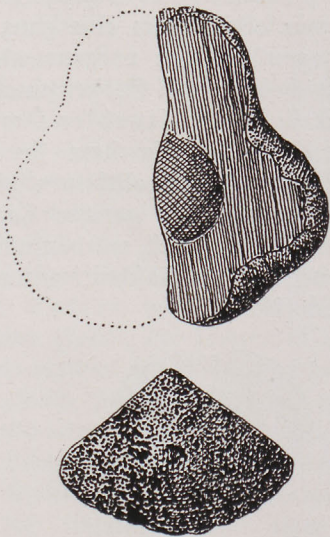


ABB. 15. KULTURBIRNE aus dem Pfahlbau Bodman im Bodensee. Bronzezeit

lateinischen Namen *pirus* übernommen. Noch heute ist die Frucht im Schwäbischen kurzweg „a Bir“. Sicherlich hatten sie für ihre wilden Holzbirnen einen alten germanischen Namen gehabt, der aber vom lateinischen verdrängt wurde und dann ganz verlorengegangen ist.

Die nächsten Funde stammen aus den Alamannengräbern von Oberslacht im Kreis Tuttlingen aus dem 6. und 7. Jahrhundert. Diese Birnen, die in der Württembergischen Altertumsammlung in Stuttgart aufbewahrt werden, sind aber gegenwärtig nicht zugänglich, und leider hatte ich seinerzeit versäumt, sie zu zeichnen und zu vermessen, so daß nichts Genaueres über sie mitgeteilt werden kann.

Im *Capitulare de villis* Karls des Großen wird die Birne nicht erwähnt. Sie scheint also bei uns immer noch selten gewesen zu sein. Doch hat sie nicht ganz gefehlt. Sie erscheint nämlich im *Breviarium*, und zwar im Inventar II kurzweg als Birnen und im Inventar VI als Birnen verschiedener Sorten.

Im 16. Jahrhundert gibt Valerius Cordus für Mitteldeutschland bereits 50 Birnensorten an und Martens und Remmler im Jahre 1865 nach Jahn, Lukas und Oberdieck's Handbuch der Obstkunde 263. Heute soll nach Hegi ihre Zahl auf über 1500 gestiegen sein.

Die Pflaume

Über die Herkunft der Pflaumen wissen wir wenig. Nach Ascherson und Gräbner ist sie vielleicht schon im südlichen Mitteleuropa, sicher aber im asiatischen Orient heimisch. Diese Angabe übernehmen die meisten neueren Floren, so Schinz und Keller für die Schweiz und Vollmann für Bayern. Die kleineren Lokalfloren aber gehen der Frage ganz aus dem Weg. Baumann (1911) gibt die Pflanze vom Ufergebüsch des Bodensees beim Langhorn Mammern als verwildert an und nach Rehhofer auch bei Wangen. Dagegen wird die Angabe Merklins vom Jahre 1851 als wild bei Merishausen im Randen neuerdings auf gepflanzte Bipartenbäume bezogen.

Zuverlässigere Auskunft geben uns die vorgeschichtlichen Funde. Aus dem Spätneolithikum besitze ich zunächst einen Pflaumenstein vom Pfahlbau Wangen am Untersee in Baden (Abb. 16). Er ist nur 10 mm lang, 6 mm breit und 5 mm dick. Seine Oberfläche ist leicht gerunzelt.

Zahlreich waren solche Pflaumensteine im Pfahlbau Sipplingen am Bodensee (Abb. 17). Hier können wir drei Größenarten unterscheiden: eine kleine von 8—9 mm Länge, 5 mm Breite und 4,5 mm Dicke, eine mittlere von 11 mm Länge, 7 mm Breite und 5 mm Dicke und eine größere von 13 mm Länge, 8,5 mm Breite und 6 mm Dicke.

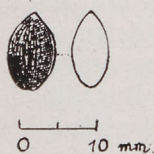


ABB. 16. PFLAUMENSTEIN aus dem Pfahlbau Wangen am Untersee in Baden. Spätneolithikum

Zwei weitere Steine fanden sich in den jungsteinzeitlichen Schwemmsandschichten des Schussentals bei Ravensburg. Der eine ist nur 7–8 mm lang, 4 mm breit und 3 mm dick, der andere aber gar nur 6 mm lang, 4,5 mm breit und 3 mm dick. Ich hatte sie seinerzeit gar nicht als Pflaumensteine anzusprechen gewagt und sie darum zur Strauchkirsche gestellt (*Prunus fruticosa*), die ebenfalls spitze Steine zeigt (Abb. 18).

Noch kleinere, also noch primitivere Pflaumensteine kann man wirklich nicht erwarten. Ich betrachte wenigstens die kleineren als Wildpflaumen (*Prunus insititia silvestris*), die also im Bodenseegebiet heimisch sind. Unter den größeren mögen bereits Formen stecken, die Anfänge von Kulturmerkmalen zeigen.

Schon Oswald Heer hatte einen solchen Pflaumenstein aus dem Pfahlbau Robenhäusen am Pfäffiker See im Kanton Zürich erhalten. Er war 12 mm lang, 10 mm breit und 5 mm dick. Er hatte also der größeren Form angehört. Einen ebenso großen Stein fand Neuweiler im Pfahlbau Steckborn am Untersee (Bodensee), und nach Buschan kamen weitere Pflaumensteine im Pfahlbau Weyeregg im Untersee im Salzkammergut zutage.

In der nachfolgenden Bronzezeit fanden sie sich wieder im Pfahlbau Riesi bei Seengen in der Schweiz (Neuweiler).

Die nächstältesten deutschen Steine stammen aus der keltischen Siedlung in Schwäbisch Hall vom Ende der jüngeren Eisenzeit. Hier unterscheide ich drei Größenstufen: die erste ist 12 mm lang, die zweite 15 mm und die dritte gar 17 mm. Die Frucht zeigt also jetzt eine wesentliche Vergrößerung. Wir haben sicher Kulturformen vor uns. Die ersten zwei gehören noch zur Biparte (*Prunus insititia juliana*), die dritte ist bereits eine echte Pflaume (*Prunus insititia pomariorum*), die mit einer rotfrüchtigen Form von Ravensburg übereinstimmt (Abb. 19).

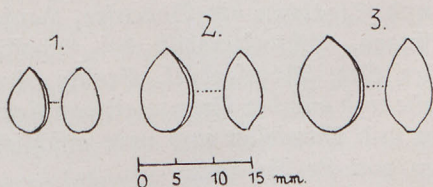


ABB. 17. PFLAUMENSTEINE aus dem Pfahlbau Sippingen im Bodensee. Spätneolithikum

Pflaumensteine fanden sich dann wieder in einem römischen Brunnen von Alalen, der dem 2. bis 3. Jahrhundert angehört. Hier unterscheide ich vier Größenstufen, die 8, 10, 14 und 16 mm in der Länge messen. Sie bleiben also etwas hinter den keltischen Steinen von Hall zurück. Die Römer haben also bei den Pflaumen keinen Fortschritt nach Deutschland gebracht (Abb. 20).

Römische Pflaumensteine fanden sich auch in den Brunnen des Kastells auf der Saalburg im Taunus.

Aus Großgermanischer Zeit sah ich einen Pflaumenstein im Material aus den Alamannen-

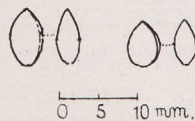


ABB. 18. PFLAUMENSTEINE aus den Schwemmsandschichten von Ravensburg. Spätneolithikum

gräbern von Oberflacht im Kreis Tuttlingen. Er hatte eine Länge von 14 mm und eine Breite von 9,5 mm. Es war also bereits eine ziemlich hochgezüchtete Sorte. Bei der letzten Grabung fanden sich in zwei Totenbäumen auch zahlreiche Steine der kleinen Bipartensorte.

Im Capitulare de villis Karls des Großen werden Pflaumenbäume verschiedener Sorte erwähnt. Die heilige Hildegard (1098–1179) unterscheidet „gartenschlehen, roßprumen und kriechen“. Die Mirabellen sollen erst nach 1560 nach Deutsch-

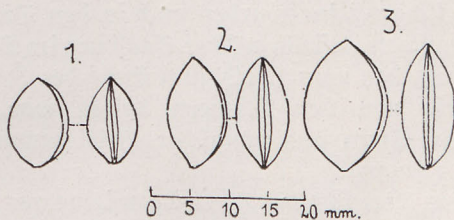


ABB. 19. PFLAUMENSTEINE aus der keltischen Siedlung in Schwäbisch Hall. Spätlatènezeit

land gebracht worden sein, und noch später erscheinen die Edelpflaumen oder Reineclauden.

Daß sich bei uns die kleinfrüchtigen Formen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, hat wohl seinen Grund in der Tatsache, daß Großfrüchtigkeit im Erbgang über Kleinfrüchtigkeit dominiert, daß also aus den Kreuzungen großfrüchtiger Formen kleinfrüchtige herauspalten können. Von einem solchen Bipartenbaum bei Oberflacht im Kreis Tuttlingen maß ich an den kleinsten Früchten Steine von nur 7,7 mm Länge, bei den größten aber 10,4 mm. Diese Pflaumensteine sind also den kleinsten vorgeschichtlichen ebenbürtig. Und doch handelt es sich um einen unzweifelhaften Kulturbaum.

Die Zwetschge

Die Zwetschge ist nach Ascherson und Gräbner im Orient, namentlich in Kleinasien einheimisch. Hegi scheint nicht ganz überzeugt zu sein, wenn er schreibt: Wild soll sie angeblich in Transkaukasien, Anatolien, Nordpersien und Syrien vorkommen.

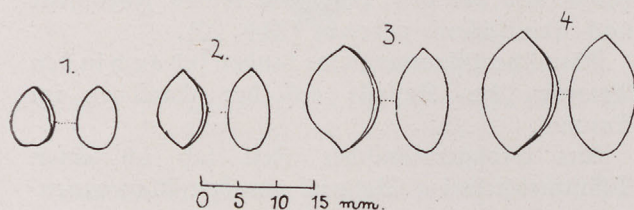


ABB. 20 PFLAUMENSTEINE aus einem römischen Brunnen von Aalen. 2.—3. Jahrhundert

Schiemann aber stimmt zu. Ihre wilden Formen seien nur im Orient von Mittelasien bis zum Schwarzen Meer und in Vorderasien verbreitet.

Sie kam erst spät nach Italien, nach Plinius erst zur Zeit des Cato. Im Zeitalter des Augustus aber wurde sie bereits in großer Menge angebaut.

Aus römischer Zeit stammen auch ihre ersten gesicherten Funde aus Deutschland. Ich bilde zwei Zwetschgensteine aus einem römischen Brunnen von Aalen in Württemberg ab (Abb. 21). Der kleinere mißt 16,5 mm in der Länge und 8,5 mm in der Breite, der größere 23 mm in der Länge und 13 mm in der Breite. Nach beiden Seiten sind sie deutlich zugespitzt und auf der ganzen Oberfläche gerunzelt. Sie stammen aus dem 2. bis 3. Jahrhundert.

Zwetschgensteine wurden auch in den Brunnen des römischen Kastells auf der Saalburg im Taunus gefunden, das vom 1. bis zum Ende des 3. Jahrhunderts von den Römern besetzt war. Ein weiterer Stein aus römischer Zeit stammt aus Fulda (Hoops).

Etwas älter sind die Zwetschgensteine aus einem frühromischen Kastell in Basel, die Neuweiler entdeckt hat. Dieser Autor gibt auch Steine aus der römischen Niederlassung von Vindonissa in der Schweiz an.

Wenn nur diese Funde vorliegen würden, wäre die Sache klar. Aber ihnen stehen ältere Angaben gegenüber. So fand ich einen Zwetschgenstein in

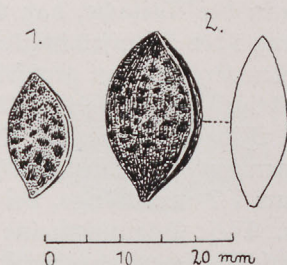


ABB. 21. ZWETSCHGE aus einem römischen Brunnen von Aalen. 2.—3. Jahrhundert

dem Material, das mir aus der Leichenhöhle im Hönnetal in Westfalen als eisenzeitlich (etwa 400 v. d. Ztr.) zugegangen war.

Auch in den spätneolithischen Schwemmsandschichten des Schuffentals bei Ravensburg habe ich einen Zwetschgenstein gefunden. Ich hatte ihn auf dem Aushub der Grabung aufgelesen und für alt gehalten, weil er neben unzweifelhaft alten Resten lag. Heute neige ich der Ansicht zu, daß es sich um eine Verunreinigung aus jungen Schichten handelt.

Schnarrenberger gibt die Zwetschge aus der Jüngeren Steinzeit von Hattgau am Bodensee an und Nisch aus gleichaltrigen Schichten vom Schweizersbild bei Schaffhausen. Aber schon Buschan und Hoops bezweifeln die Richtigkeit der Zeitbestimmung beim ersten Fund.

Es wurden aber auch Zwetschgensteine in vorrömischen Schichten des Moores von Croßneß bei Esser in England gefunden (Hoops).

Unter diesen Umständen muß die Frage über das vorrömische Vorkommen der Zwetschge in Mitteleuropa vorläufig noch offen bleiben. Ich möchte darum einstweilen an der römischen Einführung festhalten.

Die Süßkirsche

Die ältesten deutschen Kirschensteine dieser Art stammen aus dem Mesolithikum von Rempen am Niederrhein (Grabung Steeger 1935). Es sind drei rundliche Steine von etwa 7 mm Durchmesser.

Aus dem Vollneolithikum besitze ich sodann einen weiteren Stein von der Berger Inselquelle bei Stuttgart, wo anlässlich der Neckarkanalisation diese Schichten aufgeschlossen wurden. Er ist 8,5 mm lang und zeigt eine mehr längliche Gestalt.

Aus dem Spätneolithikum stammt ein zerbrochener Stein von den Schwemmsandschichten des Schuffentals bei Ravensburg, und nach Buschan gehören hierher Steine aus dem Pfahlbau Mondsee in Oberdonau.

Oswald Heer erhielt Steine aus dem Pfahlbau Robenhausen am Pfäffiker See. Sie gehören zwei Formen an. Die einen sind rund und zeigen einen Durchmesser von 7,5—8 mm, die anderen waren eiförmig mit einem Längsdurchmesser von 8—10 mm und einem Querdurchmesser von 6 bis 7,5 mm. Neuweiler gibt noch weitere Schweizer Fundorte an, aus der Jüngeren Steinzeit von Arbon und Steckborn am Bodensee, Hausen See bei Offingen, Schweizersbild bei Schaffhausen, Wauwiler See, Moosseedorf, Greing, Suz und St. Blaise und aus der Bronzezeit von Cortaillod, Yverdon und Montelier und vom anschließenden Savoyen von Le Bourget.

Aus der späten Latènezeit fanden sich Steine in der keltischen Siedlung in Schwäbisch Hall.

Zahlreicher sind die Funde aus der römischen Zeit: aus der Hafenanlage der Colonia Trajani in Xanten am Niederrhein (Mitte des 1. Jahrhunderts), aus einem römischen Kastell von Unterschwaningen bei Gunzenhausen (Mitte des 2. Jahrhunderts) und aus einem römischen Brunnen von Aalen (2.—3. Jahrhundert), ferner nach Hoops aus den Brunnen der Saalburg im Taunus (1. bis 3. Jahrhundert) und nach Neuweiler im früh-römischen Kastell von Basel und in der römischen Niederlassung von Vindonissa in der Schweiz. Die Steinkerne von Basel messen 9—10 mm, diejenigen von Aalen 8—10 mm, von Xanten 9 mm und von Unterschwaningen nur 6 mm.

Die Umwandlung der Wildkirschen in Kulturkirschen äußert sich zunächst in der Zunahme ihrer Größe. Zwar nimmt das Fruchtfleisch mehr zu als die Steine, doch läßt sich auch an letzteren der Grad der Kultivierung erkennen. Dies zeigt die Abb. 23, auf der ich die oberschwäbischen Wildkirschen mit Kulturkirschen vergleiche. Zunächst aber interessiert uns eine andere Zusammenstellung (Abb. 22), in der ich mesolithische, neolithische, keltische und römische Steine nebeneinander stelle. Die keltischen Steine von Hall sind die größten. Wir dürfen sie als echte Kulturkirschen betrachten. Das beweist vor allem ihr Zusammenvorkommen mit hochgezüchteten Pflaumen. Die römischen Steine lassen keine Weiterentwicklung erkennen. Die Römer haben also, falls sie Süßkirschen in Deutschland eingeführt haben, keinen wesentlichen Fortschritt gebracht. Die Kirschen von Hall sind den römischen überlegen, ganz ähnlich, wie wir es bei den Pflaumen festgestellt haben.

Nach Servius sollen die Römer vor Lucullus nur Wildkirschen mit herben Früchten gekannt haben. Wir dürfen also annehmen, daß Lucullus sowohl edle Süßkirschen als auch Sauerkirschen in Italien eingeführt hat.

Zur Kaiserzeit vermehrte sich ihre Zahl. Plinius kannte die *Cerasia duracina*, die besten aller Kirschen, ebensogut seien die *Lusitana* in Belgien, weiter nennt er die schwarzen *Lutatia* und *Caeciliania*, die roten *Approniana*, die bunten Kirschen des Rheins und die bitteren *Laurea*.

Am wichtigsten für uns sind die rheinischen Kirschen, deren subfossile Reste wir in der Kirsche von Xanten vor uns haben. Sie lag zusammen mit Scherben aus der Zeit von Tiberius bis Vespian

(40—65 n. d. Ztr.). Sie stammt also in der Tat aus der Zeit des Plinius, der von 45—51 als Oberst eines Reitergeschwaders am Niederrhein weilte. In die gleiche Zeit dürften auch die Baseler Kirschen gehören. Solche Kirschen kamen aber in Württemberg schon in der keltischen Siedlung von Hall vor, das außerhalb des Limes liegt. Sie sind also keine Einführung der Römer, sondern eine einheimische Züchtung.

Der frühgeschichtlichen Zeit gehören sodann Kirschen aus den Alamannengräbern von Oberflacht im Kreis Tuttlingen an (6.—7. Jahrhundert). Nach ihrer Länge habe ich sie mit heutigen Wild- und Kulturkirschen des südlichen Württemberg verglichen. Es ergab sich die Abb. 23. Sie zeigt, daß sie die Wildkirschen an Größe übertreffen, also einer Kulturform angehören. Besonders wichtig ist der Vergleich mit Wildkirschen der unmittelbaren Umgebung, also mit Wildkirschen von Ober-

flacht selbst. Auch in der Form unterscheiden sich diese Wildkirschen von den Kirschen der Alamannengräber. Zur leichteren Vergleichung dividieren wir Länge durch Breite und stellen die Quotienten im Schaubild dar (Abb. 24). Beide Kirschen zeigen ganz verschiedene Kurven. Die Alamannen des 6. Jahrhunderts hatten also Kulturkirschen.

Im Capitulare des villis Karls des Großen erscheinen sodann Kir-

schen verschiedener Sorten.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß unsere Süßkirschen in Deutschland selbst aus den heimischen Wildkirschen gezogen worden sind. Die Anfänge dieser Züchtung reichen bis in die Jüngere Steinzeit zurück.

Einen großen Fortschritt in der Kirschenzüchtung brachte erst wieder das 17. Jahrhundert, in dem aus Kreuzungen zwischen Süß- und Sauerkirschen die Glaskirschen entstanden sind, und seit dem 18. Jahrhundert sind aus Rückkreuzungen der Glaskirschen mit den Süßkirschen als modernste Formen die hyperdiploiden Süßkirschen entstanden.

Die Sauerkirsche

Nach Ascherson und Gräbner ist diese Pflanze im Kaukasus und in Kleinasien und vielleicht auf der Balkanhalbinsel heimisch. Als Strauchweissel (*Prunus acidula*) kommt sie auch in Deutschland vielfach verwildert und völlig eingebürgert vor, so daß man ohne Kenntnis der herrschenden Lehrmeinung

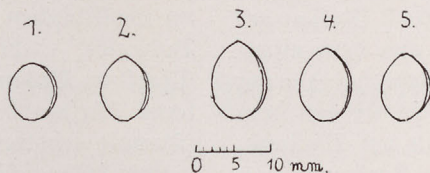


ABB. 22. KIRSCHENSTEINE

1. aus der mesolithischen Siedlung von Kempen a. Niederrhein
2. aus dem Vollneolithikum bei der Berger Inselquelle bei Stuttgart
3. aus der keltischen Siedlung von Schwäbisch Hall. Späteisenzeit
4. aus einem römischen Brunnen von Aalen. 2.—3. Jahrhundert
5. aus der Hafenanlage der Colonia Trajani in Xanten a. Niederrhein. 1. Jahrhundert

ihr an manchen Orten das ursprüngliche Bürgerrecht in der heimischen Flora zuerkennen möchte.

Die einzigen Bodenfunde dieser Pflanze in Deutschland stammen aus den römischen Brunnen der Saalburg im Taunus (Hoops). Da zugleich Pfirsiche und Aprikosen vorkommen, ist an der römischen Einführung nicht zu zweifeln.

Man nimmt heute an, daß sie im Kaukasus durch Verdoppelung der Chromosomen aus den Süßkirschen hervorgegangen sind.

Die Walnuß

Wilde Walnußbäume wachsen nach Engler im nordwestlichen Himalaja und in Sikkim, in Beludschistan, Afghanistan, Nordpersien, Transkaukasien und Kleinasien, ferner in Griechenland und im Banat. In Griechenland ist der Walnußbaum ein Gebirgsbaum, der den Waldgürtel zwischen 650 und 1300 m bewohnt.

Von der Balkanhalbinsel ist er nach Italien gelangt. Man kennt seine Früchte aus dem eisenzeitlichen Pfahlbau von Fontinellato bei Parma und von Peschiera am Gardasee, ferner aus dem Torf über dem Pfahlbau Lagozza bei Mailand, und Nußbaumholz wird aus dem Torfmoor von Mercurago am Süden des Langensees angegeben. Plinius hat also kaum recht, wenn er behauptet, daß der Walnußbaum zur Zeit der Könige aus Persien nach Italien eingeführt worden ist. Er kann auch außer den Namen „persische Nuß“ und „königliche Nuß“ keine Beweise für seine Behauptung beibringen.

Wesentlich älter aber ist sein Vorkommen am Bodensee. Neuweiler meldet die Schalen von vier Nüssen aus dem neolithischen Pfahlbau Wangen am Untersee in Baden. Sie haben eine Länge von 27, 28, 29 und 30 mm, während die Breite der drei letzten 21, 22 und 21 mm beträgt. Eine

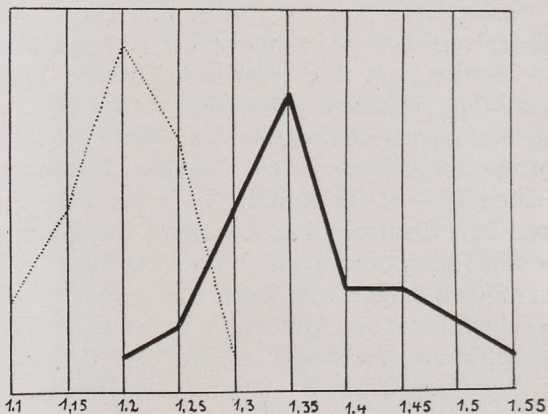


ABB. 24. FORM DER KIRSCHENSTEINE von Oberflacht. x = Quotient aus Länge:Breite
..... = Wildkirschen
— = Kirschen aus Grab 11

weitere Schale fand sich nach dem gleichen Autor im neolithischen Pfahlbau Bleiche bei Arbon am Bodensee, während eine andere Nuß aus dem Pfahlbau Bodman zweifelhaft ist. Die Pfahlbauer dürften die Nuß von der unteren Donau (Banat) erhalten haben.

Aus frühgeschichtlicher Zeit fanden sich Walnüsse in den Alamannengräbern von Oberflacht im Kreis Tuttlingen. Drei derselben konnte ich messen. Die eine ist 31 mm lang und 20 mm breit, eine andere 25 mm lang und 23 mm breit und die letzte 25 mm lang und ebenso breit. Sie entsprechen also in der Größe den neolithischen vom Bodensee.

Da der Walnußbaum auch im Capitulare de villis genannt wird, behauptet Hegi, daß der Walnußbaum von Karl dem Großen in Deutschland eingeführt worden sei. Nach den vorgenannten Bodenfunden kann aber diese Ansicht nicht aufrechterhalten werden.

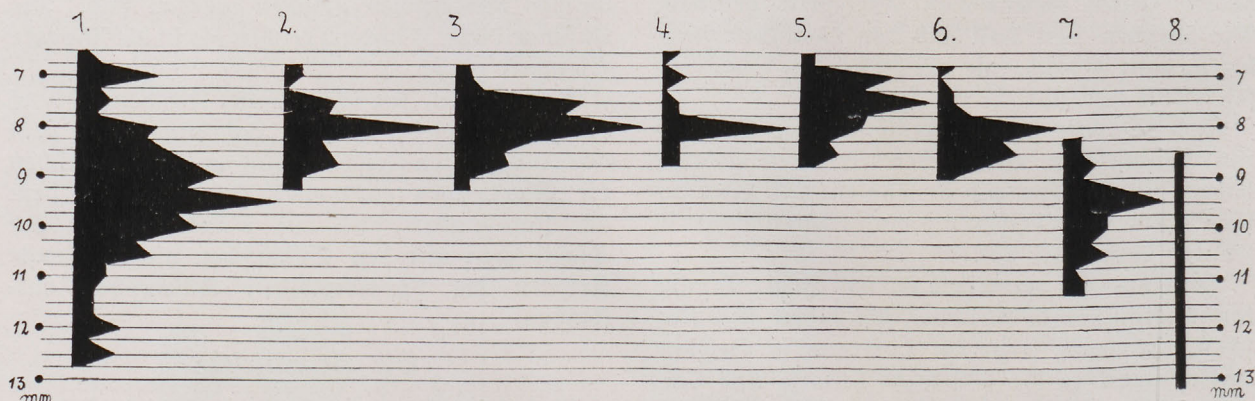


ABB. 23. LÄNGE DER KIRSCHENSTEINE

1. Kirschensteine aus dem Auswurf des Bodensees (Wild- und Kulturkirschen).
2. Wildkirschen vom Hölltobel bei Ravensburg. 3. Wildkirschen vom Waldrand bei Kemerlang.
4. Wildkirschen vom Stockweiher bei Wolfegg. 5. Wildkirschen von der Adelegg (ca. 900 m).
6. Wildkirschen von Oberflacht. 7. Kirschen aus den Alamannengräbern von Oberflacht.
8. Kulturkirschen vom Markt in Ravensburg (nur Längenmaße ohne Häufigkeitsangabe).

Nach den Früchten kann man mehrere Sorten unterscheiden. Sie sind bald kugelig, bald länglich, bald dickschalig, bald dünnchalig. Ihre Größe wechselt vor allem in weiten Grenzen. Kleinfrüchtige Sorten, zu denen unsere vor- und frühgeschichtlichen Nüsse gehören, erreichen im Mittel nur eine Länge von 28–30 mm und eine Dicke von 25–27 mm. Größere Formen werden 40 bis 50 mm lang und ebenso dick, während die schlankeren gar 52 mm lang und 33 mm dick werden.

Nach Wittmack fanden sich verkohlte Walnüsse in den Ruinen von Pompeji. Sie besitzen eine Länge von 44 mm und eine Dicke von 32 mm. Diese römischen Nüsse gehören also zu einer größeren Sorte. Sie mögen von Italien nach Deutschland gebracht worden sein, weshalb sie den Namen welsche Nüsse oder Walnüsse erhielten,

während in manchen Gegenden die kleine Sorte „deutsche Nüsse“ genannt werden.

Rückblick

Aus den Bodensunden ergibt sich, daß die wesentlichen Grundlagen unseres Obstbaues auf heimische Züchtungen zurückgehen. Jedenfalls haben die Römer bei weitem nicht den Einfluß ausgeübt, der ihnen im allgemeinen zugeschrieben wird. Die verkehrten Anschauungen beruhen einerseits auf den Übertreibungen der römischen Schriftsteller und andererseits auf fehlerhaften Übersetzungen und Auslegungen, durch welche jene Übertreibungen noch gesteigert worden sind.

Anmerkung: Funde, bei denen kein Autornamen genannt ist, habe ich selbst gesehen, die meisten befinden sich in meiner Sammlung.

Walter Modrijan

Das Blei in der Hallstattzeit

Die Natur des Bleis, wie der „milden Erze“ überhaupt, die verhältnismäßig leichte Gewinnung aus den vielen zutage ausgehenden Gängen des Bleiglanzes und nicht zuletzt seine beschränkte Verwendungsmöglichkeit weisen diesem Metall keine entscheidende Rolle im Entwicklungsgang der menschlichen Kultur zu. Man bemüht sich mit Recht nicht darum ein „erstes Vorkommen“ des Bleis festzulegen; denn es ist klar, daß seine Kenntnis und Verarbeitung in irgendeinem Gebiete der Erde in vorgeschichtlicher Zeit in keiner Weise eine merkliche Verlagerung der Macht- oder der kulturellen Verhältnisse zur Folge hatte. Brauchbare Waffen oder Werkzeuge konnten aus Blei nicht hergestellt werden.

So ist das zeitweise stärkere Auftreten dieses bildsamen Metalles im allgemeinen nicht auf den Einfluß des Fortgeschrittenen auf den zivilisatorisch Schwächeren zurückzuführen, sondern meist zufällig bedingt. Früheres oder späteres Auftreten ist somit in diesem Zusammenhang keine entscheidende Feststellung.

Auch in Europa ist das Blei nicht erst seit der Hallstattzeit bekannt. In mitteleuropäischen bronzezeitlichen Gräberfunden sind z. B. vereinzelt Bleibeigaben festgestellt worden. Im größeren Ausmaße läßt sich aber bis heute Bleiverarbeitung erst in der Hallstattzeit, vorwiegend in ihrem südlichen und südöstlichen Verbreitungsgebiet, feststellen.

Von den figürlichen Kunstschöpfungen aus Blei, die besonders der kärntnerischen Hallstattprovinz den eigenartigen Reiz verleihen (s. „Germanen-

Erbe“, 5. Jahrg., Heft 3/4, 1940), soll hier abgesehen und das Augenmerk vorzugsweise auf die handwerkliche Verwendung gerichtet werden.

Die Hallstattkultur hat weder zeitlich noch räumlich scharfe Grenzen; in vielen ihrer Verbreitungsgebiete tritt mit den Illyrern kein grundsätzlich neues Volkstum auf, sondern lediglich eine Verstärkung der schon früher dort sitzenden verwandten Volksteile. Dies gilt im hohen Maße für die Gebiete, die mit der gesteigerten Bleiverarbeitung im Zusammenhang stehen.

Daher ist es nicht erstaunlich, wenn die erste Eisenzeit in Mitteleuropa eigentlich eine Bronzekultur geblieben ist, die auf den technischen und metallurgischen Errungenschaften der früheren Epochen aufbaut.

Mit dem großen Aufschwung, den die Erzeugung der Bronzegefäße in der Hallstattzeit genommen hat, hängt auch eine starke Verwendung des leichtflüssigen und leicht formbaren Bleis zusammen, das sich zur Randverstärkung von Eimern (Situlen und Zisten usw.) äußerst bewährte. Mehrere, besonders italienische Autoren sehen in der Bleiverstärkung der Ränder der verschiedenen Bronzegefäße geradezu ein Kennzeichen für alpenländische Arbeit oder für solche des südlichen Alpenvorlands. Diese Auffassung läßt sich in dieser Form wohl nicht mehr vertreten; denn neuere Funde beweisen, daß auch Situlen und Rippenzisten rein venetischer Herkunft neben eisen- und bronzeverstärkten solche bleiverstärkte Ränder aufweisen. Daß sie meist jünger sind, ist begründet, weil ebenso wie die Bleigewinnung in den Hallstattgebieten auch die

stärkeren Handelsbeziehungen zwischen Venetien und seinen nordöstlichen Nachbarn erst allmählich intensiver wurden. Mit einiger Sicherheit kann nur angenommen werden, daß die nicht bleiverstärkten Gefäße, die sich in den Bleibergbaugebieten finden sollten, Einfuhrware sind.

Der bekannte Fundort Santa Lucia am Isonzo hat, die dort auch auftretenden eisernen Eimer ausgenommen, fast nur Metallgefäße mit bleiverstärkten Rändern geliefert. Eine besondere Eigenart dieser Fundstelle liegt in den zahlreichen Spuren von Ausbesserungen mit Blei an Tongefäßen. Während im allgemeinen meist Harz der bevorzugte Stoff für die Ausbesserung beschädigter Töpfe war, scheint das Venetergebiet besonders gern Metall hierfür verwendet zu haben. So wissen wir, daß in Este diesem Zweck Kupfer und Eisen dienstbar sein mußte. In Santa Lucia haben sich sogar mehrere Ausbesserungsmethoden ausgebildet, die Blei oder zumindest ein Blei-Zinn-gemisch verwendeten. Das eine Mal verschmierte man die Bruchstellen einfach mit Harz und legte Bleiplättchen darauf — die Feuerfestigkeit war nach einer derartigen Reparatur natürlich verloren —, ein andermal bohrte man zu beiden Seiten des Sprunges mehrere Löcher in den Ton, zog einen Bleifaden derart hindurch, daß die Fadenenden ins Gefäßinnere reichten und vereinigte die Enden im Innern durch Vergießen mit Blei; große Löcher wurden auch mit einer Mischung von Blei (33,47 %) und Zinn (45,60 %) ausgefüllt, wobei mit dem Metall nicht gespart wurde. Beispielsweise verschlang in einem Falle eine einzige Reparatur 376 g dieser Mischung. Spuren dieser Ausbesserungsweise sollen unter anderem auch in Numana, Ancona, Cortona, Tyrins, Dodona, Troja VII und an einigen Dipylonvasen in Eleusis festzustellen sein.

Über weite Gebiete ist auch die Schmückung der Tongefäße mit Metall verbreitet, wobei in den in Rede stehenden Gebieten neben Zinn vorzugsweise Blei im Gebrauch stand. Von den abwechslungsreichen halbplastischen Frögger Figuren abgesehen („Germanen-Erbe“ Heft 3/4, 1940), die auf Tongefäße aufgeklebt wurden, um ihnen das Aussehen der kostbaren getriebenen Bronzeware zu geben — sie sind verhältnismäßig jung und basieren formal teilweise auf der im venetischen Kreis vielfach geübten Schmückungsweise mit Bronzenägeln —, kommt die ältere Gefäßverzierung mit Blei- und Zinnstreifen und -plättchen in Form von Mäandern, Spiralen, schachbrettartigen Mustern, steifen Tiergestalten usw. in Istrien (Verma, Pizzugli), Santa Lucia, besonders aber, und wohl bedingt durch die nahen Bleivorkommen, in Karfreit in Kärnten (Frögg) und auch in Niederdonau (Gemeinlebarn) vor.

Bleiringe, -plättchen und -anhängsel sind in den meisten Hallstattgebieten verbreitet und reichen im Süden bis Bologna und Narce. Im Gebiet der den Illyrern stammverwandten Pizener wurden z. B. in Cupramarittima Rosetten und Kreuze aus Blei als Schmuck von Frauenkleidung gefunden.

Einer praktischen Anwendung des Bleimetalls im Süden soll noch gedacht werden: Bronzevotivfiguren eines zwischen 500—300 v. d. Ztr. bestehenden Heiligtums in Fiesole wiesen zwischen Stiften und Basis Blei auf.

Es braucht weiterhin nicht näher ausgeführt zu werden, daß selbstverständlich allenthalben in Krain, in der Steiermark und in Hallstatt selbst die Gefäßrandverstärkung mit Blei üblich war; vom Magdalenenberge bei St. Marein in Krain stammen Bronzegefäßdeckel mit bleigefüllten Knäufen.

Da das Blei nach allem zweifellos ein begehrtes Handelsobjekt gewesen ist, wäre die Feststellung der Herkunftsorte vom besonderen Interesse. Es ist klar, daß das äußerst bleireiche Kärnten dabei eine entscheidende Rolle gespielt hat, wozu ich auch die 1918 Italien bzw. Jugoslawien zugeschlagenen Bergbaugebiete von Raibl und Mies rechne. Leider fehlen wichtige Voraussetzungen, um eine einigermaßen exakte Zuweisung vornehmen zu können.

Selbst in bezug auf die Frögger Bleiplastiken, die bereits einer fachmännischen Untersuchung unterzogen wurden, sehen wir noch nicht klar.

Festzustehen scheint daß ihr Metall aus Fundstellen des jungtertiären Typus „Bleiberg-Kreuth“ stammt, der sein Charakteristikum durch das Auftreten von Schalenblende, Molybdän (Mo) und Vanadiummineralen (V) erhält — vermutlich weist das Vorkommen von Wulfeniten (PbMoO_4) und der Vanadiumminerale auf die jüngsten Phasen der Vererzung hin —, typische Merkmale, die im Bleimetall nicht mehr festzustellen sind, da sie als Schmelzbestandteile wegkommen. Es kämen sonach Lagerstätten in Betracht, die im südlichen Landesteil liegen, wie Mies, dann die Bleierzlager der Karawanken, die westlich über die Pechen und den Hochobir streichen, Windisch-Bleiberg, Rudnikalpe beim Faakersee, Raibl, Bleiberg-Kreuth selbst, Tauern und kleinere. Die große Wahrscheinlichkeit, daß diese und nicht die nördlicher gelegenen zahlreichen Lager in den Kreis vorgeschichtlicher Betrachtungen gezogen werden müssen, wird dadurch gestützt, daß die Erze der letzteren recht schwer schmelzbar sind; außerdem sind sie silberreicher und würden dadurch nicht dem Mittel aus den Frögger Proben entsprechen. Der derzeitige Fundbestand unterstützt überdies diese Feststellung.

Auch der Umfang des hiermit abgegrenzten Gebietes ist noch zu groß, um zufriedenzustellen. Auf

Ergebnisse der Siedlungsforschung, die uns im Zusammenhang mit der Kenntnis der Lagerstätten zweifellos brauchbare Schlüsse erlaubten, können wir uns leider nicht stützen. Das ausgedehnteste — vielleicht auch nur am besten erhaltene — Grabhügelfeld der Hallstattzeit in Kärnten, mit zahlreichen Bleifunden, haben wir in Frögg vor uns. Die Frögg am nächsten liegende Erzlagerstätte ist die Rudnikalpe, wo jedoch bisher Spuren einer vorgeschichtlichen Metallgewinnung noch nicht gefunden wurden. Von all den silberärmeren Lagerstätten ist Rudnik noch am silberreichsten und die Analyse der Bleiprobe aus Frögg würde dem wenigstens teilweise entsprechen, wenn nicht auch der Fall möglich wäre, daß es sich hierbei lediglich um Blei aus einer angereicherten Restschmelze handelt, die dann keinem bestimmten Gebiet zugewiesen werden kann. Schon im vorigen Jahrhundert wurden darüber fachmännische Urteile eingeholt, die sich dafür aussprachen, daß in Frögg nur Bleiberger Blei verwendet worden ist: „Es wurde da nur das reinste (Jungfern-) Blei aus- gesaigert, das andere blieb in Kräze und Schwamm, die auch gefunden wurden.“ Gewiß, als Mittelpunkt des Kärntner Bleibergbaues hat Bleiberg-Kreuth den Vorteil besser erforscht und begangen zu sein als andere Reviere. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Zeitstellung der in Bleiberg aufgedeckten Rückstände aus primitiven Schmelz- prozessen mangels datierbarer Begleitfunde nicht zu ermitteln ist. Es ist auch sonderbar, daß gerade das Bleiberg am nächsten liegende hallstattzeitliche Grabhügelfeld auf der Napoleonswiese bei Warm- bad Villach keinerlei Bleifunde lieferte, obwohl es mindestens dem Frögger gleichartig, seiner Lage nach aber für den Handelsweg nach dem Süden wichtiger als dieses ist.

Das Gebiet zwischen Frögg und dem Faakersee kann daher sehr wohl Material für die hallstatt- zeitliche Bleiindustrie geliefert haben. Nicht nur zahlreiche Orts- und Flurnamen — z. B. ein „Bleiberg“, Rudnik (von slov. ruda = Erz), häufige Namen, die mit *svince* = Blei im Zusammenhang stehen —, auch der Sagenschatz Kärntens weist auf den Bleireichtum der bewaldeten Vorberge des Mittagstogels hin, die in jeder Weise noch einer planmäßigen Erforschung harren. Der Fund eines längeren Bleirohres, das aller Wahrscheinlichkeit

nach einst einen Holzstab umgeben hat, in einem Frögger Grabhügel, weist doch auf eine enge und unmittelbare Bindung der in Frögg begrabenen Hallstattleute mit der Bleigewinnung hin, mag man nun im Fundstück ein Würdezeichen für Kult- handlungen sehen oder ein Ding, das einem Men- schen eigentümlich war, der eine führende Stellung in der Bleigewinnung und -verarbeitung innehatte.

Auch heute schon läßt sich eine bedeutende Rolle der Bleierzlager in den Karawanken etwa für Krain und die Steiermark, der mittelläntnerischen für Frögg selbst und vielleicht für Oberitalien, der Raibler für Friaul und Istrien, in etwas jüngerer Zeit der des Jauken bei Gurina für Venetien ver- muten; wie sehr es jedoch an der nötigen Gewiß- heit fehlt, zeigt das Beispiel Frögg-Bleiberg.

Zur Klärung der verwirrenden Fülle der Be- zogenheiten und Beziehungen der einzelnen Hall- stattprovinzen zueinander, zur außerhallstattischen Umwelt und zur Vergangenheit wird die Analyse des kulturellen Erbes allein nicht ausreichen. Das Besondere dieser Epoche liegt doch darin, daß nach einigen schüchternen früheren Versuchen der ita- lische Süden zum ersten Male entscheidend auf Teile der mitteleuropäischen Kulturentwicklung Einfluß nimmt und gleichzeitig als Vermittler anderer Kulturströme auftritt. Die Kenntnis der Handelsstraßen, die dieser Vermittlung den Weg bahnten, ist daher wohl von einiger Bedeutung.

Man darf nicht vergessen, daß wenige Jahr- hunderte später die Träger eines Weltreich- gedankens auf den seit der Ersteisenzeit bestehenden illyrisch-venetischen und illyrisch-italischen Straßen nach dem Norden ziehen und die Anbahnungen der früheren Jahrhunderte im Sinne des Im- perium Romanum durch die Einverleibung der Alpenländer in den römischen Staatsverband krönten. Eine für Europa höchst bedeutungsvolle politische Entwicklung hat damit bis zum Einsetzen des germanischen Gegenstoßes ihren Abschluß ge- funden.

Zur Klärung der Anfänge dieser Süd-Nord- verbindung in dem für die Geschichte Mittel- europas bedeutsamen Raum kann die notwendige Zusammenarbeit des Metallfachmannes mit der Spatenforschung eine dankbare, für beide Teile be- friedigende Arbeit leisten.

Es gibt für mich nur eine Begeisterung: Die für die Pflicht.

Yorff

Der Straßburger Blutsegen

Allgemein bekannt sind die beiden Merseburger Beschwörungsprüche, deren erster die Befreiung eines Gefangenen, deren zweiter die Heilung eines Rosses bewirken soll. Beide Sprüche sind unzweifelhaft germanisch-heidnischer Herkunft. Der zweite, der Wodananspruch, begegnet im althochdeutschen Schrifttum auch in verchristlichter Gestalt. Ein Beschwörungspruch aus Trier setzt für Wodan und Balder Christus und den heiligen Stephanus ein. Hatte in dem heidnischen Spruch Wodan das plötzlich erkrankte Pferd Balders geheilt, so ist es jetzt Christus, der das von einer Krankheit befallene Ross des Stephanus gesund macht. Diese Umwandlung eines heidnischen Spruches läßt uns schließen, daß die Kirche wiederholt Beschwörungsverse heidnischen Ursprungs christlich übertüncht hat. Als einen oberflächlich ins Christliche umgedeuteten Spruch dieser Art möchte ich mit Rudolf Kögel einen Straßburger Blutsegen ansehen, der in einer jetzt verlorenen Handschrift in folgender Form überliefert war:

„Gengan unde Jordan keiken sament sozzon.
to versoz Gengan Jordane te situn.
to uerstont taz plot. uerstande tiz plot,
stant plot,
Vro unde Lazakere keiken molt petritto.
stant plot fasto.“

(Vgl. E. v. Steinmeyer, Die kleineren ahd. Sprachdenkmäler, S. 375f.)

Kögel sah darin einen Beschwörungssegen, der mit einer kleinen Umstellung und in normalisiertem Althochdeutsch etwa so lauten würde:

„Gengan unde Jordan giengen sament skiozzan.
Do versoz Gengan Jordane die situn.
Vro unde Lazager giengen molt betretan.
Do verstuont daz bluot. Verstande diz bluot!
Stant bluot!“

Übersetzt würde der so gewonnene Spruch heißen:

„Gengan und Jordan gingen zusammen schießen.
Da schoß Gengan dem Jordan in die Seite.
Vro und Lazager gingen Erde betreten.
Da kam das Blut zum Stehen. Möge dies Blut
stehen!“

Steh, Blut!“

Unverkennbar liegt hier ein Spruch zur Stillung rinnenden Blutes vor, ein sog. Blutsegen. Ist er christlichen oder heidnischen Ursprungs? Um diese Frage zu beantworten, halten wir zunächst Umschau unter den Blutsegen der althochdeutschen Zeit und ziehen zum Vergleich den aus Bamberg (vgl. E. v. Steinmeyer, Die kleineren ahd. Sprach-

denkmäler, S. 377) heran, der demselben Zweck dient und einen ähnlichen Vorgang berichtet. Ich gebe ihn gleich in neuhochdeutscher Übertragung: „Christ und Judas spielten (vergnügten sich) mit Spießen. Da wurde der heilige Christ in seiner Seite verwundet. Da nahm er den Daumen und verstopfte sie vorn. Da kam das Blut zum Stehen, wie das Wasser des Jordans zum Stehen kam, als der heilige Johannes den Heiland Christus in ihm taufte. Das dir zur Heilung!“

Christus und Judas sind zwei Gestalten des christlichen Glaubens, doch nähere Untersuchung zeigt: Weder in der verbindlichen Christenlehre, noch in dem Rankenwerk christlicher Legende ist von einem Speerwettkampf Christi mit Judas und seiner Verwundung durch ihn etwas bekannt. Damit wächst die Wahrscheinlichkeit, daß hier eine heidnische Erzählung verchristlicht worden ist, wie es dem zweiten Merseburger Spruch durch die Einsetzung von Christus und Stephanus an Stelle Wodans und Balders widerfuhr.

Doch muß zugegeben werden: Auch im Neuen Testament wird eine Verwundung Christi durch einen Lanzenstich in der Seite berichtet. „Einer der Kriegsknechte“ durchstach die Hüfte des Gekreuzigten, um festzustellen, ob noch Leben in ihm sei. Die christliche Legende nahm sich dieses Vorfalles an, benannte den Kriegsknecht Longinus nach einem griechischen Wort für Lanze und stellte seine Persönlichkeit stark heraus. In einem lateinischen Blutsegen der althochdeutschen Zeit wird Christus durch Longinus in der Seite verwundet. Aber er ist nicht tot, sondern führt ein Gespräch mit dem Soldaten und bringt das Blut zum Stehen. Und wie das Wasser des Jordans bei Christi Taufe stehenblieb, möge auch bei anderen Versehrten das Blut aufhören zu rinnen.

In seinem Werk „Wodan und germanischer Schicksalsglaube“ (Jena 1935, S. 94–98) weist Martin Rind auf die große Bedeutung hin, welche die Lanze und der Lanzenträger — ganz im Gegensatz zum Archistentum — in der abendländischen Welt des Mittelalters angenommen haben, und weist nach, daß die heilige oder im Kult bedeutungsvolle Lanze eine Verchristlichung des Wodan-Speeres, Zugeständnis an ein heiliges Sinnbild des Germanenglaubens ist. Auch die Longinuslegende zehrt von diesem heidnischen Glaubensgut. Zwischen der Tat des Kriegsknechts im Evangelium und der Verwundung Christi durch Judas im Bamberger Blutsegen als Folge eines Wettstreits oder Zweikampfes besteht kein innerer Zusammenhang,



LUDWIG FAHRENKROG

DER VÄTER LAND

während sich starke Fäden zur germanischen Mythe hinüberspinnen.

Betrachten wir den Straßburger Blutsegen unter diesem Blickpunkt! Er beginnt: „Genzan und Jordan gingen zusammen schießen.“ Dieser Eingang erinnert auffallend an den des zweiten Merseburger Spruches: „Phol und Wodan fuhren zu Walde.“ Aller Wahrscheinlichkeit nach begann auch der Straßburger Segen in seiner heidnischen Urgestalt: „Genzan und Wodan gingen zusammen schießen.“ Der Name Jordan klingt an Wodan an, hat mit dem des Gottes vier Laute gemeinsam. Augenscheinlich kam er gelegen, um den von der Kirche besonders gehaßten Namen „Wodan“ zu ersetzen, der auch in der Reihe der deutschen Wochennamen fehlt, aus ihr ausgestoßen wurde. Daß der Bearbeiter gerade auf den Namen Jordan verfiel, der kein Personennamen, sondern die Benennung eines Flusses in Palästina ist, erklärt sich, abgesehen von der Ähnlichkeit des Klanges, leicht aus der Verwendung des Jordans in Blutsegen rein christlicher Herkunft. In dem zuvor angeführten Bamberger Blutsegen, dem lateinischen Longinus-Spruch und anderen wird das Blut beschworen, so stehen zu bleiben wie das Wasser des Jordans, als

Johannes den Heiland darin taufte. Da der Name des Jordans in diesen christlichen Sprüchen immer wiederkehrt, hat man ihn im Straßburger Blutsegen an die Stelle Wodans gerückt.

Der Name Genzan blieb bisher unerklärt. Ich leite ihn ab von althochdeutsch „ganzī“, später „genze“: „Ganzheit“, „Vollkommenheit“, „Gesundheit“, stelle ihn zu althochdeutsch „ganzjan“, später „genzen“: „ganzmachen“, „heilen“. „Genzan“, das mit einer Endung gebildet ist, wie sie sich in „Wodan“ und anderen Namen germanischer Gottheiten findet (z. B. Tamsana), heißt: „Herr der Heilung, der Gesundheit, Vollkommenheit.“ Dieser Genzan ist augenscheinlich dieselbe Persönlichkeit, die in dem Spruch später Fro genannt wird. In dem Namenswechsel liegt nichts Erstaunliches, wird doch in dem zweiten Merseburger Spruch die eine Gottheit zuerst „Phol“ (Vol), d. h. der „Volle“, „Reiche“, „Fülle Spendende“, danach „Balder“ genannt. Vol enthüllt sich hier als ein Beinamen Balders, und so dürfte Genzan ein Beinamen des Fro sein.

Wer ist nun unter Fro zu verstehen? Althochdeutsches „fro“ heißt „Herr“, doch ist das Wort von religiösem Gehalt. Christus wird später so genannt.

Man erinnere sich an „Fronleichenam“ (Leichenam des Herrn), die Bezeichnung eines christlichen Festes. Das althochdeutsche „fro“ ist eng verwandt dem altnordischen „Freyr“, dänisch „Frø“, schwedisch „Fro“, dem Namen einer im Norden, namentlich in Schweden, sehr verehrten Gottheit. Jacob Grimm glaubte an die Einheit der germanischen Götterwelt, glaubte, daß Freyr als Froho, Fro auch bei unseren Vorfahren verehrt worden sei. Spätere Forscher gaben diese Meinung auf, schieden schroff die nordgermanische Mythenwelt von der südgermanischen, erklärten die Verehrung Fros in Deutschland für nicht nachweisbar. Heute aber verstärkt sich wieder der Glaube an eine einheitliche Mythenwelt aller germanischen Stämme. So faßt denn auch einer der führenden Erforscher des germanischen Glaubens, Jan de Vries, den friesischen Ortsnamen Franeker, den er dem skandinavischen Frösaker vergleicht, und den niederländischen Ortsnamen Fronloo als Bezeichnungen auf, die den Namen des Gottes Fro tragen und eine Stätte seiner Verehrung benennen. Er wendet sich ferner gegen die Behauptung, ein deutscher Gott Fro bestehe nur in den mythologischen Handbüchern (Altgerman. Religionsgeschichte, Bd. 1, S. 243/44, Berlin 1935). Südgermanische Personennamen wie Froja, Froweche, Frowimund, Frowini, Ortsnamen wie Fronau, Fronebach, Fronberch gehören in diesen Zusammenhang hinein und berechtigen uns, die Verehrung Fros auch für unsere Vorfahren anzunehmen. Im germanischen Norden galt Freyr als ein Gott, der Reichtum, Gesundheit und Fruchtbarkeit schenkt. Der Nebenname Genzan dürfte daher für Fro geeignet sein.

„Lazager“ bedeutet: „Ger-Entlasser“, d. h. „Speer-Entsender“, und könnte gut ein Beinamen Odins sein oder eine Umschreibung für seinen Namen, eine sog. „Kenning“, wie altgermanische Dichtung sie liebt; denn Wodan-Odin ist der Speer-Gott. Besteht diese Auffassung zu Recht, dann erzählte der Straßburger Spruch in seiner Urfassung: Fro verwundete bei einem Wettkampf oder Zweikampf Wodan in der Seite. Wodan trat auf Erde und brachte so das Blut, das aus seiner Wunde floß, zum Stehen. — Gibt es eine heidnische Mythe, die von einer Verwundung Wodans durch einen Speer berichtet? Das altnordische Gedicht „Odins Runatal“ verkündet, daß Odin neun Nächte lang an der Weltesche hing, mit dem Ger verwundet, sich selber zum Opfer dargebracht. Er befreit sich, indem er sich qualvoll zur Erde neigt und Runenstäbe aufnimmt.

Dieses Hängen Odins an der Weltesche und seine Verwundung durch einen Ger ist ein Hauptstück des germanischen Kultes im Norden. Wir hören, daß Wikinge, um nicht den Strohtod zu sterben, sich

„mit dem Speere zeichneten“ als Odinsopfer oder daß Gefangene dem Odin dargebracht wurden, indem man sie an einen Baum hängte und sie mit dem Speer durchstieß. In „Odins Runengedicht“ wird nicht gesagt, wer Odin die Speerwunde beigebracht hat, denn die Worte „geweiht dem Odin, ich selber mir selbst“ lassen nicht mit Sicherheit den Schluß zu, daß es sich um eine Selbstverwundung handelt. Könnte nicht Freyr (Fro) die Wunde bewirkt haben? Der Norden hat uns überliefert, daß die Göttersippe der Asen, unter Führung Odins, den Wanengöttern, deren mächtigster Freyr ist, ursprünglich als Feinde gegenüberstanden. Wie der Seherin Gesicht (Wöluspá) weiß, entfesselte Odin Krieg zwischen Asen und Wanen: „Odin den Ger in die Segner warf. Der erste Krieg kam in die Welt. Es brach der Burgwall der Burg der Asen. Wanen stampften streitkühn die Flur“ (Übersetzt von F. Genzmer). Ein Zweikampf Odins mit Freyr ist demnach nicht ausgeschlossen, da sie auf beiden Seiten die Führung innehatten. Es kann also eine sonst verlorengegangene Mythe gegeben haben, die von einem Zweikampf zwischen Wodan und Fro berichtete, in dem Wodan durch den Speer Fros in der Seite verwundet wurde und durch seine Beschwörungskunst sich selber heilte, ähnlich, wie er im Merseburger Spruch Balders Roß zu heilen weiß. Die Heilung durch Erdbührung findet sich auch in „Odins Runengedicht“ angedeutet.

Rudolf Kögel, der schon früh germanisch-heidnischen Ursprung des Straßburger Segens vermutete, nahm an, die Verwundung Balders durch seinen Halbbruder Höd habe dem Spruch in seiner Urgestalt zugrunde gelegen. Doch sind die Berührungspunkte zu Balders Tötung so gering, daß diese Annahme bald aufgegeben wurde. Der von mir gewiesene Weg könnte, so glaube ich, zum Ziele führen. Eine sichere Lösung ist allerdings auch auf ihm nicht möglich, denn die Beweiskette setzt sich aus lauter Annahmen zusammen, ist daher nicht verlässlich. Warum also überhaupt eine solche Untersuchung, deren Ergebnisse fraglich bleiben? Hätten wir genügend altdeutsches Schrifttum germanisch-heidnischer Herkunft, dann könnten wir es uns leisten, den Straßburger Blutsegen unbeachtet zu lassen. Da aber in Wahrheit fast nichts dieser Art überliefert ist, sondern das gesamte heidnische Glaubensgut der Beteuerung zum Opfer fiel, muß selbst der kleinste Abfallsplitter germanisch-heidnischer Dichtung sorgfältig überprüft werden, um aus ihm Schlüsse auf das zertrümmerte Ganze zu ziehen und dessen Zerstörung so weit als möglich wiedergutzumachen. Von dieser Einstellung aus möge der vorliegende Versuch gewertet werden!

Die Abstammung des Menschen

Was sagt die Wissenschaft von heute?

Unter dieser Überschrift veröffentlichte Dr. Herbert Fritzsche in der „Woche“ (Jahrg. 42, Heft 50, 1940) einen Aufsatz, der in seiner Unwissenschaftlichkeit ein Musterbeispiel dafür ist, in welcher Form „populäre“ Artikel nicht geschrieben werden dürfen. Der Aufsatz von Fritzsche beginnt gleich mit der irreführenden Feststellung, daß „die Stimmen derer, die im Menschen einen enthaarten und durch die Eiszeit aus dem Urwald getriebenen Affensproßling erblicken, immer spärlicher werden“. Die Abstammungslehre mit solchen Worten „gemeinverständlich“ auszudrücken, würde wohl jeder vermeiden, der dies Problem ernsthaft behandeln und nicht verhöhnen will. Das will Fritzsche aber offenbar, und so zitiert er einen Ausspruch von Professor M. Westenhöfer, der die menschliche Abstammungslehre ablehnt und für eine „Eigenlinie in der Entwicklung des Menschen“ eintritt: „Ihr solltet Euch Schimpansoide oder Orangoide nennen, ich nenne mich Mensch“. Eine äußerst billige Phrase, die vielleicht den Laien verwirren kann, aber nichts besagt. Fritzsche meint dann, zu Darwins und Haeckels Zeiten habe es Leute gegeben und gebe sie heute noch, die an ein „munteres“ Abstammen des einen Geschöpfes vom anderen glaubten, und einige Forscher hätten sogar den Menschen und Schimpansen zu einer besonderen Gruppe zusammengefaßt und das Wort „Anthropos“ mit Affenmensch verdeutscht! Die frühere Neigung der Menschheit, eine „Herkunft aus der göttlichen Welt nachweisen zu können“, habe sich in den Ehrgeiz verwandelt, die eigene Zugehörigkeit zum Tierreich zu beweisen. „Der Mensch als Urbild, als Entwurf der Schöpfung gleichsam, sank ins Grab der Vergessenheit“ — und auf dem Grabe rage der „Stammbaum“, dessen Zweige zwar größtenteils künstlich hergestellt und nachträglich eingeschraubt wären, aber doch von weiten Kreisen mit Ehrfurcht betrachtet würden. — Hier sagt Fritzsche gleich, was er eigentlich meint: daß nämlich der Mensch das Urbild, der Entwurf der Schöpfung sei, also seine Entstehung einem gesonderten Schöpfungsakte zu verdanken habe — und diesen richtigen Gedanken habe man aufgegeben und dafür einen falschen „Stammbaum“ errichtet, d. h. an Stelle der Schöpfung eine falsche Abstammungslehre gesetzt. Das sucht er auch noch zu illustrieren, indem eine amerikanische Rekonstruktion einer Pithecanthropus- oder Neander-

talerfamilie einem Adam-und-Eva-Bilde von Albr. Dürer gegenüberstellt! Die amerikanische Rekonstruktion wird als Urbild nicht des Menschen, sondern der Entartung bezeichnet. Es ist sehr auffallend, aber doch recht bezeichnend, daß Fritzsche sich ausgerechnet eine längst überholte und nicht mehr ernst zu nehmende Rekonstruktion eines Urmenschen herausucht, die kein deutscher Fachmann kritiklos veröffentlichen würde. Es gibt heute — übrigens auch in Amerika — bessere und richtigere Rekonstruktionen. Hier ist nur zweierlei möglich: entweder kennt Fritzsche die guten Rekonstruktionen des Ur- und Vormenschen nicht: dann ist es mehr als eine Dreistigkeit, über ein Thema zu schreiben, das man nicht beherrscht. Oder er hat mit Absicht eine schlechte Rekonstruktion ausgewählt, um bewußt die Abstammungslehre als wissenschaftlich minderwertig erscheinen zu lassen: in diesem Falle kann man nur von einer absichtlichen Täuschung des Lesers sprechen. — Auf der anderen Seite wird das Dürerbild so gedeutet, als ob Dürer hier „den Menschenvorfahr“ habe darstellen wollen. Dürer aber kannte noch keine Abstammungslehre und infolgedessen auch keinen „Menschenvorfahr“. Fritzsche jedoch meint zu dem Bilde, „deutsche Innigkeit habe sich zu allen Zeiten in gefühlsmäßiger Segnerschaft zur zerrbildlichen Deutung der Menschenherkunft befunden“. Auch dieser Satz entspricht nicht der Wahrheit; denn außer Dürer kannten auch die Menschen vor und nach Dürer bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts keine Abstammungslehre und konnten sich daher nicht einmal „in gefühlsmäßiger Segnerschaft“ zu einer „zerrbildlichen Deutung der Menschenherkunft“ befinden, da es gar keine „zerrbildliche Deutung“ gab.

Durch derartige teils belanglose, teils (unabsichtlich oder absichtlich) unwissenschaftliche Phrasen über die „Affenabstammung“ soll bei dem Laien vor allem immer wieder der Eindruck erweckt werden, als sei eine Abstammung des Menschen von Formen wie den heutigen Anthropomorphen, also Orang-Utan, Gorilla oder Schimpanse, gemeint. Es soll damit auch gezeigt werden, daß eine in Materialismus versunkene und aller Ideale bare Wissenschaft nur den „Ehrgeiz“ habe, die „Zugehörigkeit des Menschen zum Tierreich zu beweisen“, also den Menschen zu etwas (angeblich) Minderwertigem zu stempeln und alles „Göttliche“ zu leugnen. Es ist das zugleich eine Herabsetzung der Wissenschaft und ihrer Vertreter vor dem Laien,



ABB. 1—3. SCHÄDEL von Orang-Utan, Gorilla und Schimpanse

Nach Mollison

der diese Dinge nicht zu beurteilen vermag. Nun ist natürlich von der Wissenschaft weder früher noch jetzt eine solche „Affenabstammung“ jemals ernsthaft behauptet worden. Denn die genannten anthropomorphen Affen (Abb. 1, 2 und 3) weisen bezüglich ihrer ganzen Ausbildung, besonders des Schädels und der Extremitäten, der ganzen Körperproportionen und duzender anderer Merkmale so weitgehende Unterschiede und Sonderbildungen gegenüber dem Menschen (Abb. 4) auf, daß ein „Abstammen“ des Menschen von einem der anthropomorphen Affen ausgeschlossen ist. Aus einem Orang-Utan, Gorilla oder Schimpansen kann sich niemals — auch nicht in noch so langen Zeiträumen, bei noch so vielen „Mutationen“ und unter noch so veränderten Lebensbedingungen — ein Mensch „entwickeln“!

Gleichwohl ist aber die Zusammengehörigkeit der Anthropomorphen und des Menschen zu einer, der höchsten Gruppe der Primaten nicht abzustreiten; das hatte schon Linné erkannt. Von dieser Gruppe trennt sich, wie die Fossilfunde zeigen, bereits am Beginn des Jungtertiärs, im Miozän, der Orang-Utan ab, während Gorilla, Schimpanse

und Mensch im Miozän und auch noch am Beginn des Pliozän eine gemeinsame Gruppe („Summoprimaten“ nach Weinert) bilden. Von den vielen gemeinsamen Merkmalen, bei denen es sich — was gerade für die Zusammengehörigkeit beweisend ist — um erbliche handelt, seien nur einige herausgegriffen. Bei Gorilla, Schimpanse und Mensch finden sich Stirnhöhlen (Abb. 5); es sind das Hohlräume in dem unteren Teile des Stirnbeins über den Augenhöhlen. Solche Stirnhöhlen fehlen in dieser Form dem Orang-Utan (und auch allen anderen Affen der Alten Welt). Dagegen tritt beim Orang-Utan in der Mitte der Handwurzelknochen ein zusätzlicher kleiner Knochen, das Zentralbein (Os centrale), auf (Abb. 6). Beim Gorilla, Schimpansen und Menschen aber fehlt dieser Knochen (Abb. 6), der zwar embryonal noch angelegt ist, aber sehr bald schon mit anderen Handwurzelknochen verschmilzt. An gemeinsamen Merkmalen könnten noch angeführt werden das weite Auseinanderstehen der Augenhöhlen, die Verbreiterung der Siebbeinzellen, die Anordnung der Arm- und Halsschlagadern an ihrer Abzweigung vom Aortenbogen, das Verhalten des Arteiweißes



ABB. 4. SCHÄDEL eines Europäers nordischer Rasse

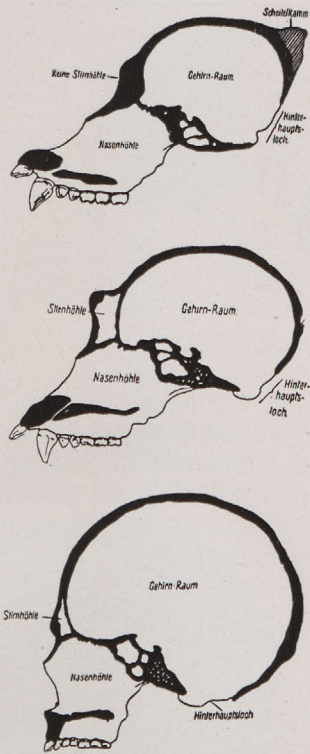


ABB. 5. QUERSCHNITTE durch die Schädel vom Orang-Utan (oben), Schimpansen (Mitte) und Mensch (unten). Orang-Utan ohne, Schimpanse (wie auch Gorilla) und Mensch mit Stirnhöhlen Nach Weinert

des Blutes u. a. Hier sind gerade in den letzten Jahren die Forschungen des Kieler Anthropologen Weinert und des Münchener Anthropologen Mollison besonders erfolgreich gewesen. Die Blutgruppenforschung hat ferner gezeigt, daß sich bei Menschen und Menschenaffen die gleichen Blutgruppen finden. —

Unter den Summoprimaten steht der Schimpanse dem Menschen am nächsten; er ist der menschenähnlichste Affe. Auch hierfür ließen sich zahlreiche gemeinsame, gleichfalls erbliche Merkmale anführen; erwähnt sei nur, daß allein beim Schimpanse und Menschen der Zwischenkiefer (Os intermaxillare) fehlt, während er beim Gorilla (und Orang-Utan) vorhanden ist (Abb. 7). Der Zwischenkiefer ist beim Schimpanse und Menschen embryonal noch nachweisbar, er verschmilzt aber bereits vor der Geburt mit dem Oberkieferbein. Diese Verwachsung tritt beim Gorilla erst im hohen Alter auf.

Die nahe Verwandtschaft von Mensch und Anthropomorphen steht also ebenso fest wie die Tatsache, daß der Mensch nicht „aus der fortschreitenden Entwicklung“ eines heutigen Anthropomorphen entstanden ist.

Wenn wir demnach heute von „Affenabstammung“ sprechen, so ist damit gemeint, daß Mensch und anthropomorphe Affen gemeinsame Ahnen haben, daß also die Entwicklungslinien

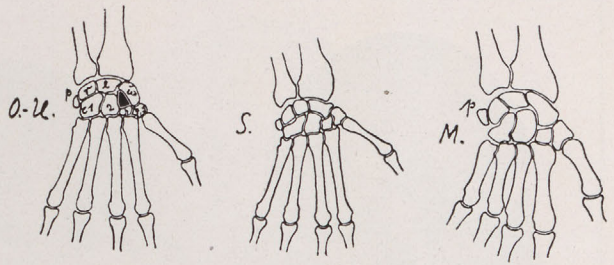


ABB. 6. HANDWURZEL von Orang-Utan (links), Schimpansen (Mitte) und Mensch (rechts). Beim Orang-Utan ist das kleine Os centrale (schwarz) vorhanden; es fehlt beim Schimpansen (und Gorilla) und Mensch Nach Weinert

dieser Säugetiere, die heute in Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse und Mensch enden und sich naturgemäß weit voneinander entfernt haben, früher einmal in der Vorzeit, und zwar im Tertiär, zusammenkommen in einer gemeinsamen Wurzel. Diese gemeinsame Wurzel läßt sich aufzeigen.

Wir wissen, daß die europäische Menschheit — soweit nicht neuzeitliche Zuwanderung aus außer-europäischen Ländern vorliegt — zurückgeht auf die sog. „Alteuropäische Langkopfsgruppe“, die Gruppe der Cro-Magnon-Menschen am Ende des Eiszeitalters (Abb. 8). Auch die Vorfahren dieser Cro-Magnon-Menschen sind uns aus Fossilfunden bekannt; sie gehören der Gruppe des Homo primigenius (Neandertaler in weitestem Sinne) an. Innerhalb dieser Gruppe dürften die unspezialisierten Neandertaler der letzten Zwischeneiszeit (z. B. Ehringsdorf, Abb. 9, Saccopastore, Gibraltar, Krapina) der direkten Stammlinie der Cro-Magnon-Menschen näher stehen als die spezialisierten westeuropäischen Neandertaler der letzten Eiszeit (Typ La Chapelle). Die älteste Form der Primigenius-Gruppe ist der Mensch von Steinheim (Abb. 10, „Vor-neandertaler“ nach Weinert), der anthropologisch ohne Bedenken mit der Anthropus-Gruppe genetisch in Verbindung gebracht werden kann. Der europäische Anthropus ist der Vormensch von Mauer bei Heidelberg (Abb. 11), der dem Altdiluvium, der Günz-Mindel-Zwischeneiszeit, angehört. Die unmittelbaren Vorfahren

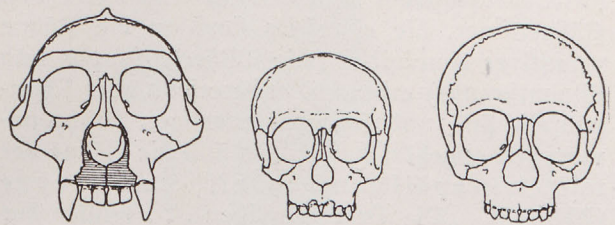


ABB. 7. SCHÄDEL eines Gorilla (links), Schimpansen (Mitte) und Menschen (rechts). Gorillaschädel mit Zwischenkiefer (schraffiert) Nach Weinert



ABB. 8. MENSCHEN DER CRO-MAGNON-GRUPPE.

a Schädel des Mannes von Oberkassel b. Bonn,
b Schädel vom Combe Capelle (Périgord, Frankreich)

des Heidelbergers kennen wir zwar nicht, doch können wir aus auf Grund unserer Kenntnis anderer primitiverer Vormenschen von ihnen eine hinreichend sichere Vorstellung machen. Die Ahnen des Heidelbergers, die am Ende des Tertiärs, also etwa in der zweiten Hälfte des Pliozän gelebt haben müssen, werden ähnlich dem *Sinanthropus* und (noch früher) ähnlich dem primitivsten der Vormenschen, dem *Pithecanthropus* (Abb. 12) gewesen sein. Aus noch älteren geologischen Zeiten sind Vormenschenfunde nicht bekannt und wohl auch nicht zu erwarten. Dagegen liegen aus mitteleuropäischem Unterpliozän eine Reihe von Zähnen vor, die einerseits stark an die Zähne primitiver Hominiden (wie *Pithecanthropus* und *Sinanthropus*) erinnern, andererseits aber schimpansoid sind und schimpansenartigen Anthropomorphen angehört haben. Es sind die Zähne der mitteleuropäischen *Dryopithecus*-Gruppe (Abb. 13). „Die *Dryopitheciden* . . . müssen der Hominidenlinie sehr nahe gestanden haben. Sie können nicht weit von der Stelle entfernt sein, die der Gabelung in die Hominiden einerseits und

Gorilla und *Schimpanse* andererseits entspricht“ (Heberer 1940).

Die *Dryopitheciden*funde lassen sich also einmal in Verbindung bringen mit den primitiven Hominiden, andererseits aber auch den fossilen Vorfahren des Schimpansen (und *Gorilla*), ohne daß jedoch die *Dryopitheciden* nun etwa in die direkte Ahnenreihe des Menschen bzw. der beiden Anthropomorphen gehören müßten. „Wir haben in diesen Überresten ein Bild von der allgemeinen Organisation dieser Ahnen“ (Abel 1931).

So ist heute für die Wissenschaft die Frage der Abstammung des Menschen kein Problem mehr, sie ist in den Grundzügen gelöst ebenso wie die Frage nach der „Verwandtschaft“ der Hominiden mit den Anthropomorphen. Ein äußerst anschauliches Schema dieser ganzen Zusammenhänge (Abb. 14) gab letzthin G. Heberer (1940). In diesem Schema bezeichnet D die *Dryopitheciden*, von denen die einen (links) mehr gorilloid, die anderen (mitteleuropäischen, rechts) mehr schimpansoid sind. Aus ihnen entwickelt sich — wohl um die Mitte des Pliozän — eine Gruppe (punk-

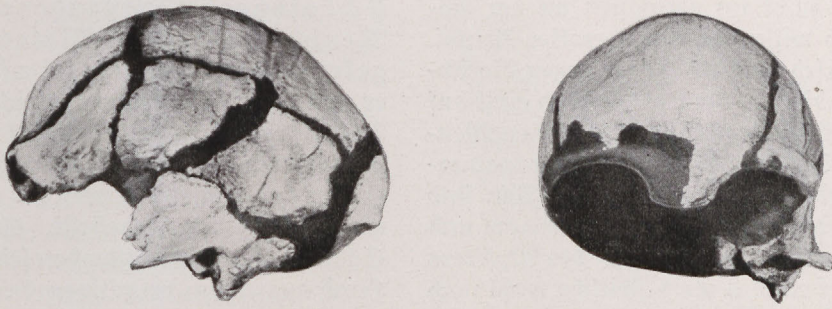


ABB. 9. SCHÄDEL DACH des Ehringsdorfer Urmenschen

tierter Kreis), von der aus nun Entwicklungslinien einerseits zu Gorilla und Schimpanse (G und S) führen und zu den Australopitheciden (A), sehr menschenähnlichen, schimpansoiden Anthropomorphen Südafrikas, andererseits zur Anthropus-Gruppe P (die wahrscheinlich noch bis ins obere Pliozän hineinreichen müßte), zur Gruppe des Homo primigenius (N) und zum Homo sapiens (H). Die Kreise der drei letzteren Gruppen überschneiden

genannt, R. Virchow, der Zeit seines Lebens nicht einmal den Neandertaler als vorzeitliche Menschenform anerkannte. Virchows Wort wird zitiert: „Aus der fortschreitenden Entwicklung der Affen kann nie ein Mensch entstehen“; das hat schon früher niemand behauptet, geschweige denn wird es heute jemand behaupten.

Fritzsche weist auf die „Primitivität“ des Menschen hin; der Mensch sei noch Universalist, noch



ABB. 10. SCHÄDEL des Urmenschen von Steinheim
Nach Berckhemer

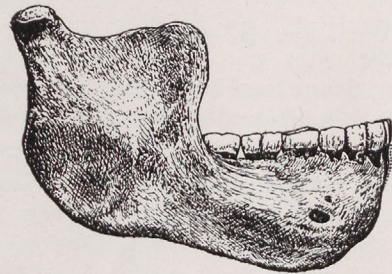


ABB. 11. UNTERKIEFER des Urmenschen von Mauer bei
Heidelberg
Nach Weinert

sich, da in ihnen jeweils Formen auftreten, die sich eng an die Formen der vorhergehenden bzw. nachfolgenden Gruppe anschließen. —

Sucht man nun nach stichhaltigen Argumenten gegen die Abstammungslehre, etwa in dem eingangs erwähnten Aufsatz von H. Fritzsche, so trifft man auf allerhand Merkwürdigkeiten. Da wird R. Virchow als Gegner der Abstammungslehre

nicht zum Spezialisten des Lebens erstarrt. Hier zeigen sich aber wieder die mangelhaften Kenntnisse; sonst wüßte Fritzsche — was in jedem Lehrbuch der Anatomie zu lesen ist —, daß der Mensch eine Unmenge gerade nur für ihn charakteristischer Spezialisierungen besitzt (um nur einige zu nennen: Fuß, Hand, aufrechter Gang mit S-förmiger Wirbelsäule, Gebiß, Gehirn). Aber Unkenntnis



ABB. 12. SCHÄDEL des Pithecanthropus erectus von Java
Nach Weinert

hindert offenbar nicht im geringsten an der Abfassung angeblich wissenschaftlich korrekter Artikel. Sogar H. Klaatsch muß als Zeuge gegen die Abstammungslehre dienen, obwohl Klaatsch einst auf polygenistischer Grundlage die verschiedenen Menschenrassen mit den verschiedenen Anthropomorphien in Verbindung bringen wollte! Wir sind heute eben über die Meinungen von Virchow und Klaatsch, auch über die „Erkenntnisse“ des Mystikers Dacqué hinaus; doch das weiß Fritsche wohl noch nicht, ebensowenig wie er weiß, daß Osborn, den er als scharfen Gegner der „Affenabstammung“ anführt, vor noch nicht langer Zeit einen „Stammbaum“ veröffentlichte!

Und schließlich wird als Kronzeuge gegen die Abstammungslehre Professor M. Westenhöfer genannt, der „Enträtseler der Menschwerdung“, der endgültig die „Affenabstammung“ des Menschen widerlegt habe. Um das zu zeigen, werden dann allerhand Einzelheiten aufgezählt, die aber nur erneut die Unwissenheit des Herrn Fritsche dartun. So wird behauptet, der Menschenfuß sei heute noch wesentlich ursprünglicher gebaut als der äffische Greiffuß. Es ist aber ausgerechnet der menschliche Fuß aus einem Greiffuß hervorgegangen, kann überhaupt nur aus einem Greiffuß entstanden sein und wird embryonal noch heute als Greiffuß angelegt (Abb. 15) — das weiß jeder, der etwas vergleichende Anatomie kennt. Der Menschenfuß ist gerade eine für den Menschen äußerst charakteristische Spezialisierung, die kein anderes Säugetier sonst besitzt; der Menschenfuß ist also genau das Gegenteil von „ursprünglich“. Der Menschenfuß soll die aktive Aufrichtung des Körpers ermöglicht haben. Das ist zum mindesten sehr schief ausgedrückt: mit der Aufrichtung des Körpers erfolgte gleichzeitig die Ausbildung des Fußes! Durch die frühzeitige Aufrichtung des Körpers habe der Mensch seine Hand in ihrem ursprünglichen, universell - fünffingerigen Zustand von der Verhaftung an den Boden befreit. Dieser Satz ist doch recht merkwürdig! Wo bleibt denn hier die „Eigenlinie in der Entwicklung des Menschen“ des Professors Westenhöfers, nach der der „Vorfahr des Menschen der Mensch ist“ (also nicht ein Tier)?

Es ist demnach doch der — durch einen

Schöpfungsakt entstandene — Vorfahr des Menschen auf allen Vieren gelaufen oder gekrochen oder geklettert wie ein Tier, wenn er erst durch die Körperaufrichtung die an den Boden verhaftete Hand befreien mußte! Hier wird alles wieder umgestoßen, was vorher künstlich aufgebaut war! Anderes wird ins Gegenteil verkehrt und völlig falsch dargestellt. So soll die tierische Schnauze dadurch entstanden sein, daß die tierische Hand aus einem primitiven Greiforgan zu einem Spezialorgan umgewandelt wurde, während beim Menschen die Hand primitives Greiforgan blieb, der Mensch deshalb auf die Ausbildung einer Schnauze verzichten konnte und infolgedessen Raum genug frei hatte für die Ausbildung eines Gehirns. Hier zeigt sich, daß Fritsche von den „Vorfahren“ des Menschen (s. oben!) offenbar nicht viel weiß, daß er vom Pithecanthropus, Heidelberg, Neandertaler usw. nur eine sehr verschwommene Ahnung haben kann; sonst könnte er Bekanntes nicht derart verdreht darstellen. Tatsächlich liegen die Verhältnisse nämlich so, daß durch die Körperaufrichtung und die damit verbundene Beibehaltung der Hand als Greiforgan die „Schnauze“ (die ja noch bei den oben aufgeführten Vorfahren des Menschen vorhanden war, Abb. 12, 11 und 10), ihre ältere Funktion als Greif- und Abwehrorgan verlor und allmählich zurückgebildet wurde. Hierdurch wie durch die aufrechte Haltung bekam das Hirn die Möglichkeit zur Entwicklung, was sich ebenfalls an der Vorfahrenreihe einwandfrei zeigen läßt (vgl. Abb. 12, 10, 9, 8a und b).

So muß man sich wirklich über die unverfrorene Kühnheit oder die Dreistigkeit wundern, mit der Fritsche wohlgenut schreibt, daß sich die führenden

Forscher von Jahr zu Jahr mehr der Westenhöferschen Theorie („Eigenlinie der Entwicklung“, keine „Affenabstammung“) anschließen. Mir ist von den führenden Anthropologen Deutschlands keiner bekannt, der nicht für die Abstammungslehre einträte, dagegen wird die Theorie Westenhöfers nur selten einmal erwähnt, und dann meist bloß um zu zeigen, daß es auch heute noch Außenseiter gibt. Für Fritsche aber ist der Mensch als sein eigener Vorfahr

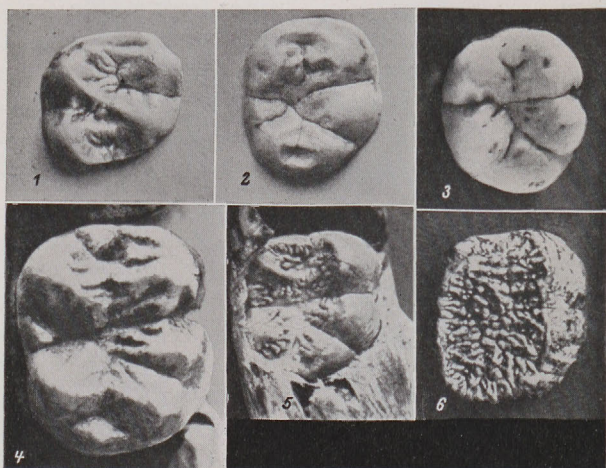


ABB. 13. 1 u. 2 ZÄHNE von *Dryopithecus germanicus* Abel, linker oberer und rechter unterer Mahlzahn; 3—6 rechte untere Mahlzähne vom Menschen (3), Gorilla (4), Schimpansen (5) und Orang-Utan (6) Nach Mollison

wieder zur Mitte der „Schöpfung“ geworden, auch alle anderen Tierformen haben eigene Entwicklungslinien, alles geht von einer Wurzel aus, die als „Schöpfung“ bezeichnet wird: so glaubt man einem weiten Leserkreis vormachen zu können, daß alle „führenden Forscher“ und die heutige Wissenschaft wieder auf dem mittelalterlich-kirchlichen Standpunkt der Naturbetrachtung angelangt seien. Das ist aber erfreulicherweise nicht der Fall. Und so bleiben die Worte des verdienten Fachforschers Professor Dr. H. Weinert, die ein Literat wie Fritzsche als falsch hinzustellen wagt, in vollem Umfange bestehen: „Die Affenabstammung des Menschen ist so sicherer

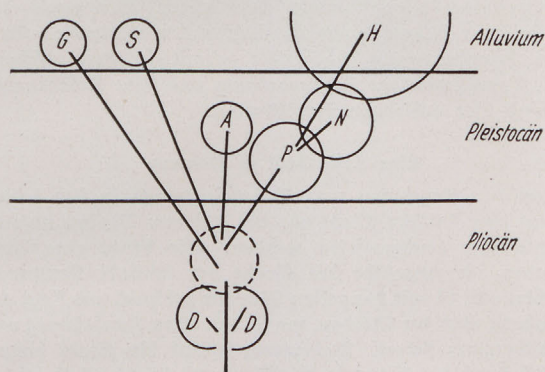


ABB. 14. STAMMESGESCHICHTLICHES
BEZIEHUNGSSCHEMA der Gorilla-Schimpanse-Mensch-Gruppe Nach Heberer 1940

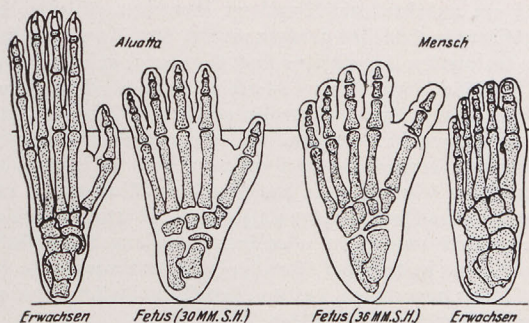


ABB. 15. Füße eines niederen Affen (*Aluatta*, links) und des Menschen (rechts) in fetalem und erwachsenem Zustand. Der fetale menschliche Fuß ist noch ganz Greiffuß. Aus Heberer 1940

wissenschaftlicher Besitz, daß es dazu keiner weiteren Beweise mehr bedarf.“

Schrifttum:

1. Weinert, H., Ursprung der Menschheit. Stuttgart (F. Enke) 1932.
 2. —, Vom Menschenaffen zur Menschheit. Volk und Wissen, Bd. 4. Berlin 1934.
 3. —, Unsere Eiszeitahnen. Volk und Wissen, Bd. 19. Frankfurt 1934.
 4. —, Entstehung der Menschenrassen, Stuttgart (F. Enke) 1938.
 5. —, Vormenschenfunde als Zeugen der Menschwerdung. Frankfurt a. M. 1939.
- Eine ausgezeichnete Übersicht und Zusammenfassung gab lehtlin:
6. Heberer, G.: Jüngere Stammesgeschichte des Menschen. Handbuch d. Erbbiologie des Menschen, Bd. 1. Berlin 1940.

Nachrichten

30 Jahre Heimatmuseum in Neuruppin

Das Heimatmuseum des Kreises Rupp in Neuruppin konnte sein 30jähriges Jubiläum begehen. Am 24. Mai 1911 wurde es durch den damaligen Landrat feierlich eröffnet, nachdem der Vorkämpfer der völkischen Vorgeschichtsforschung, Geheimrat Gustaf Kossinna, die Festrede gehalten hatte.

Vorgeschichtliche Abteilung im Dessauer Museum fertiggestellt

In Dessau ist die vorgeschichtliche Abteilung des Museums für Naturkunde und Vorgeschichte fertiggestellt worden. Um dem hohen nationalpolitischen Erziehungswert der Vorgeschichte gerecht zu werden, wurden aus den großen Beständen der wissenschaftlichen Sammlungen die eindrucksvollsten Stücke ausgewählt. Nachbildungen, übersichtliche Karten und gute Abbildungen, sowie allgemeinverständliche Texte vermitteln ein lebendiges Bild von der Kulturhöhe und den Leistungen unserer Vorfahren durch die Jahrtausende.

Forschungen des Instituts für Deutsche Ostarbeit

An der Fundstelle des im vergangenen Herbst entdeckten Urnenfeldes bei Bachorz, Kreis Sankt, konnten weitere Urnengräber mit Leichenbrandresten geborgen werden. Auch die dazugehörige Siedlung wird in der Nähe vermutet. Dagegen stammt der benachbarte Burghügel aus einer bedeutend späteren Zeit. Angelegt wurde das reichhaltige Urnenfeld von dem indogermanischen Volk der Nordillyrer um etwa 1000 v. d. Ztr. Alle Funde, sowohl die früheren wie die

jetzigen, werden von dem Landesleiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Professor Dr. Radig, dem Leiter der Sektion Vorgeschichte des Instituts für deutsche Ostarbeit in Krakau, bearbeitet, der vom Denkmalamt aus mit der Betreuung der Bodenfunde beauftragt wurde.

Schulungslehrgang der NS.-Schwestern in Tübing

In der Reichsschule der NS.-Schwesternschaft in Tübing am Starnberger See fand vom 11.—13. Juni ein vorgeschichtlicher Schulungslehrgang statt. Einleitend sprach Dr. G. Merschberger vom Reichsamt für Vorgeschichte über die Bedeutung der deutschen Vorgeschichte im Weltanschauungskampf. An Hand von Lichtbildern wurden sodann die einzelnen Abschnitte der vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung unseres Volkes seit der Indogermanenzeit behandelt. Der Lehrgang schloß mit einem Vortrag über Stellung und Aufgaben der germanischen Frau in der Volksgemeinschaft.

Theobald Bieder 65 Jahre

In angeborener stiller Bescheidenheit wirkt beim Reichsfürst der Hamburg als Hauptfachbearbeiter für die Abteilung „Weltanschauung“ und gleichzeitig als Bibliothekar Theobald Bieder, der am 26. Mai sein 65. Lebensjahr vollendete. Er genießt als Verfasser des dreibändigen Werkes „Geschichte der Germanenforschung“ in den Kreisen der Wissenschaft einen hohen Ruf, denn er hat sich damit um die Aufhellung der Fragen der Rassenforschung und der Theorie der Germanen-

heimat ein unbestrittenes Verdienst erworben. Bieder, der in Hirschberg in Schlesien geboren wurde, kam schon mit seinen Eltern im vierten Lebensjahre nach Hamburg; er besuchte zunächst zwei Vorklassiker im Matthias Claudius-Gymnasium in Wandsbek und dann bis zur Primareife die Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Die dort erworbene gediegene Schulbildung ermöglichte es ihm später, als er infolge des frühen Todes seines Vaters das Studium (Mathematik und Astronomie) nicht fortsetzen konnte, sondern in die kaufmännische Lehre gesteckt wurde, in allerdings jahrelanger nächtlicher Weiterbildung in deutscher Literatur- und Kulturgeschichte sich jenes Wissen anzueignen, das ihn, den Autodidakten, zum anerkannten Forscher emporführte.

Entscheidend war für ihn das Zusammentreffen mit der deutsch-völkischen Bewegung im „Norddeutschen Jugendbund Schönerer“ zu Hamburg im Mai 1896, denn von diesem Zeitpunkt ab begann er sich besonders in die Geschichte der deutschen Frühzeit zu vertiefen. Er wurde Mitarbeiter an Dr. Ernst Wachlers „Deutscher Zeitschrift“ und „Oduna“, am „Hammer“ von Theodor Fritsch, an der „Politisch-anthropologischen Revue“ und anderen ähnlichen Blättern. Diese schriftstellerische Betätigung führte ihn dann bald an die Seite Gustav Kossinnas, mit dem zusammen er im Januar 1909 Mitbegründer der „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“ wurde, an dessen Zeitschrift „Mannus“ er von 1910 ab mitarbeitete.

Zeugt das schon von einem außergewöhnlichen Lebensgang, so darf doch nicht unterlassen werden, hervorzuheben, daß Theobald Bieder sich auch literaturgeschichtliche Verdienste dadurch erwarb, daß er die Hamburgische Bibliothek 1906 in die Lage versetzte, das von ihm aufgefundene größte Jugendwerk von Friedrich Hebbel „Die einsamen Kinder“ zu veröffentlichen und daß er durch eigene Arbeiten über diesen Dichter hervortrat. Im Oktober 1909 krönte er diese Arbeit dadurch, daß er das Hebbelmuseum in Wesselsburen mitbegründete.

So hat dieser immer bescheidene Geistesarbeiter doch ein volles und anerkanntes Lebenswerk hinter sich gebracht, und daß er auch bei den schweren völkischen Erneuerungskämpfen der Nachkriegszeit nicht tatenlos beiseite stand, das bezeugt seine tätige Kampfkameradschaft, der er sich im Deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbund befleißigte. So ist Theobald Bieder ein lebendiger Zeuge völkischen Kampfes; seine wissenschaftliche Lebensleistung ist im besten Sinne nationalsozialistisch, wie auch dadurch anerkannt, daß seine Geschichte der Germanenforschung bereits im Jahre 1939 in die NS-Bibliographie aufgenommen wurde.

Alfred Roth

Die Ergebnisse der Ausgrabungen von Dötlingen

In Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft für Vor- und Frühgeschichte im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte veranstaltete der Oldenburger Landesverein für Heimatkunde und Heimatschutz am 24. Mai im Museum für Naturkunde einen abschließenden Vortragsabend. Im Mittelpunkt stand ein Lichtbildvortrag von Landesökonomierat Siemers über die Ergebnisse der Ausgrabungen von Dötlingen. 1938 wurden sie begonnen und bisher konnten über 20 Grabhügel erschlossen werden, die kaum mehr als 1 km von Bach- oder Flußläufen entfernt liegen. Das läßt darauf schließen, daß auch die dazugehörigen Siedlungen ganz in der Nähe gelegen haben müssen. Die große Anzahl der Gräber weist zugleich darauf hin, daß die Gegend in damaliger Zeit verhältnismäßig dicht besiedelt gewesen ist. Bei den gehobenen Funden handelt es sich hauptsächlich um zum Teil sehr formschöne verzierte Urnen, ferner Dolche und Äxte aus Stein, Bronzeschmuck und anderes. Sie gehören hauptsächlich der Zeit von 900–700 v. d. Ztr. an, reichen aber auch teilweise in die Jungsteinzeit zurück. Die Hügel selber lassen Sand- oder Plaggenaufbau erkennen, mitunter kommen auch Steinsetzungen vor.

Neue Gesichtsurnenfunde bei Danzig

Dank des einsichtigen Verhaltens eines Treuhänders aus Lufin, sowie eines Arbeiters gelang es, mit Hilfe des Sammlermuseums Danzig zwei Urnengräber freizulegen, die zum Teil mit Steinen geschützt waren. In dem ersten Urnengrab konnten 7 Gesichtsurnen entdeckt werden, in dem zweiten nur eine einzelne große Urne von 28 cm Durchmesser. Da in dem Lufiner Gelände schon früher mehrfach Urnengräber aufgefunden wurden, beschloß das Museum, die Anhöhe durch planmäßige Ausgrabungen zu erforschen.

Das Gräberfeld von Linz

Auf einem Baugelände südöstlich der Gauhauptstadt Linz konnte in letzter Zeit ein großes vorgeschichtliches Gräberfeld aufgedeckt werden, das nächst Hallstatt die bisher bedeutendsten vorgeschichtlichen Funde des Gaues Oberdonau enthält. Insgesamt wurden bisher mehr als 230 Skelett- und Brandgräber freigelegt, von der frühen Bronzezeit bis zur Zeit der Römerherrschaft. Die vielen wertvollen Beigaben, besonders zahlreiche Gefäße, vermitteln einen anschaulichen Begriff von der Lebenshaltung und dem Totenbrauch der einst hier ansässigen Bevölkerung.

Eine Keltentadt in Böhmen

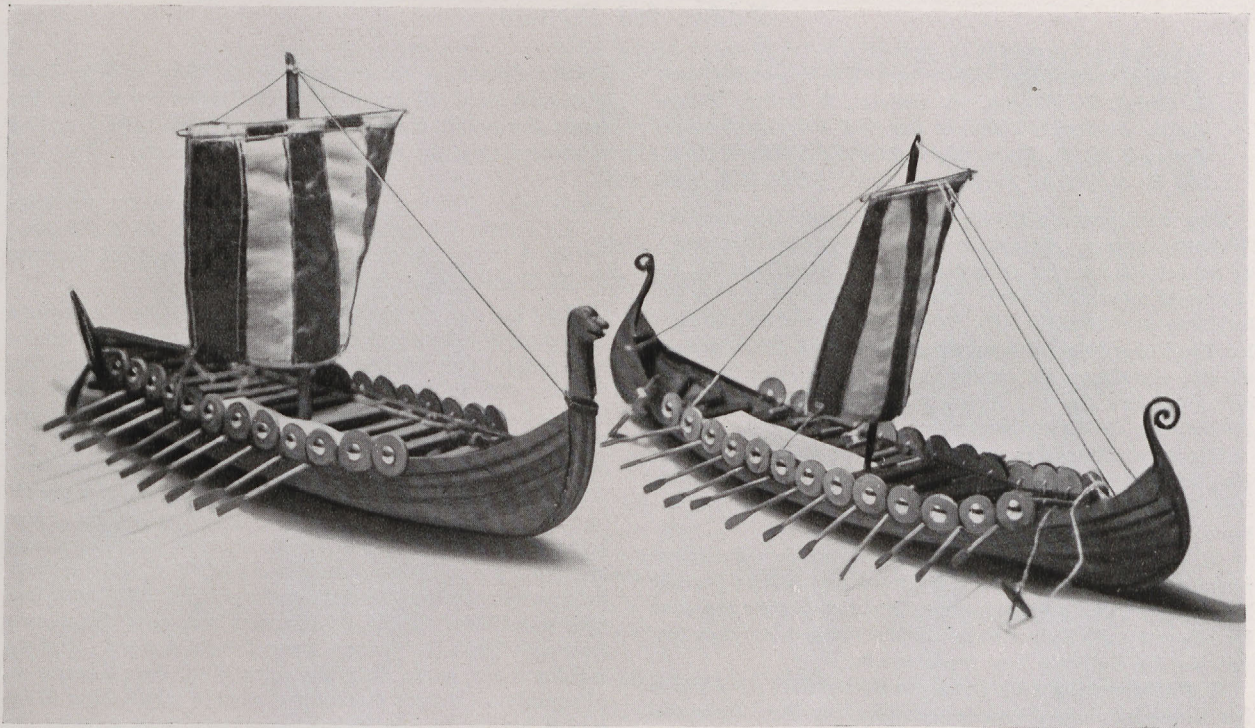
Zwischen Krummau und Budweis konnte in den letzten Jahren eine keltische Stadt aus der Zeit um Beginn unserer Zeitrechnung nachgewiesen werden. Sie besitzt eine Ausdehnung, die ungefähr der Größe der Altstadt Krummau gleichkommt, ist mit doppelten Mauern geschützt und liegt am Berghang über der Moldau, wo sie den alten Handelsweg und Flußübergang sichert. Bedeutung scheint die Stadt hauptsächlich durch das Gewerbe der Glas- und Eisenherstellung besessen zu haben, sowie durch ihren ausgedehnten Überlandhandel mit Innerböhmen und den Donauebenen.

Neue Keltengräber aus der Westmark

Beim Bau der Reichsautobahn von Kaiserslautern nach Homburg mußten von den dort im ganzen 24 bei Miesau gelegenen Grabhügeln 8 aufgedeckt werden. Die untersuchten Hügel besitzen einen Durchmesser von 12–18 m bei einer Höhe von 1–2 m. Die zum Aufbau verwendete Erde entstammt der unmittelbaren Umgebung. Einer der Hügel besaß als Umfriedung einen Kranz von Findlingen, bei zwei weiteren fanden sich Reste von solchen. Die Skelette waren meist vergangen. Auch die Metallbeigaben aus Bronze und Eisen, sowie die Tongefäße hatten stark gelitten. In dem aus reinem Sand bestehenden, gewachsenen Boden ließ sich jede Störung gut erkennen. Dadurch wurde die wichtige Feststellung möglich, daß mit einer Ausnahme alle Grabhügel etwa 1–1,5 m in den Urboden eingetiefe Gruben aufwiesen. Holzeinbauten konnten jedoch nirgend beobachtet werden. Die meisten Hügel enthielten sodann eine oder mehrere Nachbestattungen, im Gegensatz zur Erstbestattung oft reich mit Beigaben versehen. Zeitlich liegen die Gräber nach Ausweis der Beigaben noch vor dem Auftreten der Germanen in diesem Gebiet und gehören der dort ansässigen keltischen Bevölkerung an.

Neues Alamannen-Grab in der Baar

In Geisingen wurde beim Pflügen eine Steinsetzung entdeckt, die sich als Grabkammer einer im 7. Jahrhundert beigesetzten Alamannin herausstellte. Außer den gut erhaltenen Skelettresten, die eine Größe von 1,80 m erkennen lassen, wurden ein Paar große Bronzeohrringe, eine Gürtelschnalle aus dem gleichen Metall und ein Eisenmesser gefunden. Da in einiger Entfernung von diesem Grabe bereits früher ein ausgedehntes alamannisches Gräberfeld gefunden wurde, ist durch diese neue Entdeckung mit einem zweiten alamannischen Begräbnisplatz bei Geisingen zu rechnen.



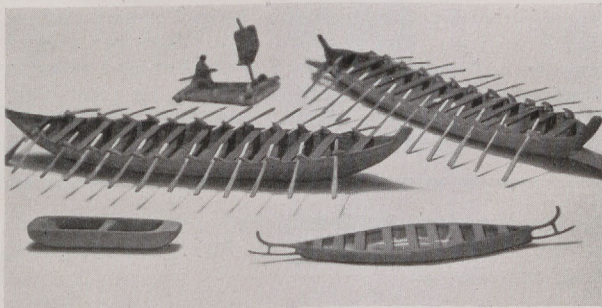
GOKSTAD- UND OSEBERGSCHIFF

Modelle erbaut von Potsdamer Schülern

Volkschüler bauen germanische Schiffsmodelle

Im Rahmen des Schülerwettbewerbes „Seefahrt ist not!“, zu dem Großadmiral Raeder und der Reichsverwalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, die deutsche Schuljugend aufgerufen hatten, bearbeiteten Schüler und Schülerinnen der 4. Kl. der 22. Gem.-Schule in Potsdam-Seltow unter Leitung des Hauptlehrers Merhout die „Entwicklung des germanischen Seewesens“. Neben Aufsätzen, Zeichnungen, Fundkarten und Bildern fertigten die Jungen eine Reihe vorgeschichtlicher Schiffsmodelle im Maßstab 1:50 an (u. a. Hirschsprung-, Nydam-, Gokstad-, Osebergboot und wikingisches Frachtschiff vom Lebafee), deren Baupläne zum Teil von ihnen selbst entworfen wurden. Die Gemeinschaftsarbeit beweist im Geiste Rossinns den frühen Hochstand des germanischen Seewesens und zeigt die Germanen als die Begründer der Seefahrt. Aus dieser Erkenntnis erwächst für das heutige Geschlecht die Verpflichtung, das Erbe der Väter zu wahren.

Im Juni 1941 wurde die Arbeit auf der Gauausstellung „Seefahrt ist not!“ in Potsdam erneut ausgestellt.



HIRSCHSPRUNG- UND NYDAM-BOOT

Schülermodelle

Neue Keltenburg in Südtüringen

Im Bereich der keltischen Befestigungsanlagen in Südtüringen wurde auf dem Herrnberg bei Theuern, Kreis Sonneberg, eine weitere keltische Wehranlage durch einen Arbeiter entdeckt. Seine aufschlußreichen Funde konnten durch die Gutachten von Professor Göke und Professor Neumann als zu einer neuen Keltenburg gehörig bestätigt werden und entstammen dem 1. Jahrhundert v. d. Ztr. Der Berg selbst erstreckt sich in zwei Ebenen, wobei schon die Namen Beachtung verdienen: Herrnberg und Königshügel. Die vorgeschichtliche Schutzwehr, die der Berg in Resten aufweist, zeigt bemerkenswerte Übereinstimmungen mit den Befestigungsanlagen der Steinsburg bei Römhild. Es handelt sich um eine größere Schutzwehr sowie eine kleinere, die am Königshügel in 680 m Höhe verläuft. Erstere ist stellenweise noch 2 m hoch und 2–3 m breit. Zwei Tore sind ebenfalls noch erkennbar. Als Baumaterial diente das anstehende Schiefergestein. Vertiefungen auf dem Herrnberg mit einem Durchmesser von 3–5 m, die zum Teil verkohlte Erdröste enthalten, können als Wohnböden angesprochen werden, die nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Wallmauern lagen.

Berichtigung

Infolge einer falschen Nachretusche der Druckplatte ist in dem Aufsatz von Karl Dinklage, Die frühdeutschen Bodensfunde aus Krain und Untersteiermark, im Heft 5/6 das Lederband des auf S. 75 Abb. 55 wiedergegebenen Schlafenrings von Gesees (Oberfranken) fast vollständig entfernt worden. Wir weisen daher darauf hin, daß der Ring originalgetreu in „Südostforschungen“ V (1940), Heft 1, Taf. V 2 u. 17 wiedergegeben ist. Die auf S. 75 und 76 abgebildeten Drahtringe sind auch in der Unterschrift sinngemäß als Schlafenringe zusammenzufassen. Ebenso sind auf S. 70 (Text) und 71 (Tafel) die Fundorte der Emailscheibensfibeln Nr. 14 in Haidin (Untersteiermark) und Nr. 15 in Mainz richtigzustellen. Die Umschrift der auf S. 69 beschriebenen Brakteatenfibeln von Velde ist eine lateinische.

Bücher des Monats

Die Lontalforschung, Plan und Zwischenbericht von R. Weigel, O. Völzing, W. Gieseler, R. Keller. Wissenschaftl. Akademie Tübingen des NS.-Dozentenbundes. Verlag F. E. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1941. 130 S., 4 Taf. u. 31 Abb. im Text. Preis RM. 3,40.

Das vorliegende Heft ist als Bericht im Rahmen der Forschungsgruppe „Eiszeit in Südwestdeutschland“ gedacht. Es handelt sich um eine unter der Schirmherrschaft des Reichsführers H Himmler stehende Gemeinschaftsarbeit, die der Erforschung des Lontales gilt. Als erster nimmt R. Weigel das Wort über „die Lontalarbeit als Gemeinschaftsforschung“. Er gibt eine kurze Einführung in die geologischen Bedingungen des Lontales mit seinen wichtigsten bisher erforschten Höhlen: der Bocksteinsmiede und dem Hohlestein.

Die zweite Arbeit des Heftes stammt von O. Völzing, der die „Grabungen am Hohlestein“ schildert. Es ist dort gelungen, eine Schädelbestattung, wie sie bisher nur aus der Ofnet bekannt war, festzustellen.

W. Gieseler untersucht „die urgeschichtlichen Menschenfunde aus dem Lonetal und ihre Bedeutung für die deutsche Urgeschichte“. Er geht nach einer längeren Einführung über die alt- und mittelsteinzeitlichen Schädelreste leider nur kurz auf die Schädelreste des Lontales ein.

R. Keller endlich macht in seinem Bericht über „Die Sagen des Lonetals“ einige Bemerkungen über das Verhältnis vorgeschichtlicher Fundstellen und Sagenbildungen.

Zu den einzelnen Arbeiten ist zu sagen, daß sie allzu große Zurückhaltung zeigen, die unseres Erachtens nicht notwendig erscheint. Es liegen im Lonetal heute immerhin schon so reiche Ergebnisse vor, die eine festere, klarere und ausführlichere Stellungnahme gerechtfertigt hätten. Den reinen Schädelresten ist ein zu großes Gewicht beigemessen worden, ohne den Fundstoff an menschlichen Gerätschaften und die durch die Schichtlagerung genügend gesicherten Beobachtungen voll auszuwerten. Es ist zu hoffen, daß bei späteren Veröffentlichungen auf diese Fragen näher eingegangen wird.

Fr. R. Schröder, Ingvar-Freyr. Untersuchungen zur germanischen und vergleichenden Religionsgeschichte von Fr. R. Schröder I. Verlag von F. E. B. Mohr, Tübingen 1941. 74 S. Preis RM. 3,60.

Die Untersuchung Schröders geht von neuen Wegen zur Erforschung der germanischen und darüber hinaus der indogermanischen Religionsgeschichte aus. Nachdem zunächst die Bedeutung der Eibe im germanischen Glaubensleben überzeugend dargestellt wurde, wendet sich der Verfasser einigen der bedeutendsten germanischen Göttergestalten zu. Die Eibe steht hierbei immer im Mittelpunkt der Betrachtung. Von diesem Standpunkt aus gelangt Schröder zu dem Nachweis, daß schon in indogermanischer Zeit eine Muttergöttheit als Ursprung für die spätere Entwicklung anzusehen ist, von der die germanischen männlichen und weiblichen Gottheiten ebenso wie der „deus regnator omnium“ ausgehen. In der germanischen Glaubenswelt steht das männliche Prinzip durchaus an der Spitze, aber eng mit diesem verbunden steht die weibliche Gottheit. So ist es bei Ingwi-Freyr, bei Odin-Freia, bei Thor-Sif. Bäume und Gegenstände sind nicht „Götter“

sondern Sinnbilder der göttlichen Kraft. Eine wichtige Rolle spielt auch die Götterdreieit: Vater, Mutter und Sohn. Die neuen Ergebnisse, die Schröder vorlegt, sind recht beachtlich und bedeuten einen wichtigen Schritt vorwärts.

Carl-Axel Moberg, Zonengliederungen in der vorchristlichen Eisenzeit in Nordeuropa. Verlag E. W. R. Gleerup, Lund 1941. 246 S., 24 Taf., 35 Abb. im Text, darunter 14 Kartenskizzen.

Nicht nur für die nordische, sondern auch für die deutsche Vorgeschichtsforschung war die zusammenfassende Bearbeitung der vorchristlichen Eisenzeit Nordeuropas ein dringendes Bedürfnis. Wir sind dem Verfasser daher für diese Arbeit besonders dankbar und bedauern nur mit ihm, daß er, durch den Lauf der Zeit behindert, nicht in der Lage war, auch das deutsche Material noch eingehender mit zu verarbeiten. Moberg ordnet den vorhandenen Fundstoff von den Perioden V und VI der Bronzezeit ausgehend zunächst zeitlich ein. Der besondere Wert der Arbeit liegt aber in der Aufstellung von Fundzonen. Diese Zoneneinteilung führt ihn zur Feststellung der Siedlungsbständigkeit und zur Ablehnung sog. Siedlungslücken. Siedlungslücken sind von einer Anzahl von Forschern schon seit langem angezweifelt worden. Moberg weist nun mit guten Gründen einen Weg, diese Theorie zu überwinden. Neuere Grabungsergebnisse zeigen diese Möglichkeit bereits an. In diesem Zusammenhang gewinnt die Beobachtung von Zeiß, daß die Burgunder im Rhönetal durch Bodenfunde erst etwa 100 Jahre nach ihrer geschichtlich festliegenden Einwanderung festzustellen sind, Bedeutung. Die Methode der Untersuchung ermöglicht es Moberg, mit einer Reihe von neuerdings aufgetretenen Theorien von einem plötzlichen Siedlungsabbruch an verschiedenen Stellen aufzuräumen. Für Deutschland wertvoll ist sein Hinweis, daß sich auch die bis dahin angenommene Siedlungsleere zwischen der ostdeutschen Gesichtsurnenkultur und der Kultur der ostgermanischen Spätlatènezeit sehr wohl schließen läßt.

Fra Danmarks Angtid. Arkeologiske Studier, tilegnet Johannes Brøndsted. Verlag Ejnar Munksgaard, Kopenhagen 1940. 221. S. mit zahlreichen Abbildungen sowie deutscher und englischer Zusammenfassung nach jedem Beitrag. RM. 7,25.

Diese Festschrift für den dänischen Forscher J. Brøndsted enthält eine Reihe von Einzelaufgaben, die uns mit neuen Funden aus verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden Dänemarks bekannt machen. Die deutsche Zusammenfassung und die Abbildungen machen die Festschrift auch für den deutschen Leser wertvoll. Besonders wichtig sind die Beiträge, die sich mit steinzeitlichen Funden befassen. So lernen wir einen Wohnplatz der Mittelsteinzeit in Westjütland kennen, der uns wichtige kulturelle Aufschlüsse gibt. Thorvaldsen beschreibt ein von ihm untersuchtes Erdgrab mit interessanter Tonware. Peter V. Glob untersuchte die noch ungeöffnete Kammer eines Doppelgrabes der Ganggrabkultur, deren Tonware wichtige Beziehungen zu Mitteldeutschland zeigt. Unter den übrigen Arbeiten verdient ein Aufsatz von H. Norling-Christensen Beachtung, der an Hand nordischer Gläser der „römischen“ Eisenzeit das Ende der älteren „römischen“ Zeit um die Mitte des 2. Jahrhunderts festsetzen kann.

Germanen-Erbe, Heft 7/8, 1941 enthält Aufnahmen von: Professor Ludwig Fahrenkrog, Biberach, S. 117; Hauptlehrer Merhout, Potsdam, S. 127; Professor Dr. H. Phleps, Danzig, S. 101; Hans Reklaff, Berlin-Charlottenburg, S. 97 und Titelbild

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70 861. — Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Kippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.



Nr. 14. Der Reiter von Valsgärde
(Wikingerzeit, 6. Jahrhundert n. d. Zr.)

Ausführliche Prospekte kostenlos!

Bilder zur deutschen Vorgeschichte

8. Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit).
9. Germanisches Gehöft um Christi Geburt (Wehrhaftes Bauerntum).
10. Bau eines Großsteingrabes (jüngere Steinzeit).
11. Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit.
12. Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr.
13. Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 n. d. Zr.
14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrh. n. d. Zr.).
15. Das Königsgrab von Seddin. Hügelgrabbestattung eines germanischen Fürsten um 800 v. d. Zr.

Größe der Bilder: Nr. 8—13, 15 75×100 cm, Nr. 14 Bildgröße 50×70 cm, Blattgröße 55×78 cm.

Preise: Nr. 8—13, 15 je unaufgezogen RM. 3.60, schulfertig RM. 4.25, auf Pappe RM. 6.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 7.80; Nr. 14 unaufgezogen RM. 5.—, schulfertig RM. 5.55, auf Pappe RM. 7.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 8.50.

Preise der Erläuterungen: zu Nr. 9 je RM. —.90, zu Nr. 8, 10, 14 und 15 je RM. —.80.

Genehmigt und zur Anschaffung empfohlen von der Prüfungsstelle für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAF.

J. E. Wachsmuth / Leipzig C1, Kreuzstraße 3

Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit

Von Dr. **Alfred Detering**, Halle a. d. S.
VIII, 198 Seiten mit 81 Abbildungen. 1938. gr. 8°. Kart. RM. 13.50

Anthropos: Die Arbeit bringt den dankenswerten Versuch, Vorzeit und Jetztzeit miteinander zu verknüpfen und vor allem im Brauchtum die ununterbrochene Linie über 4000 Jahre aufzuzeigen. Dieses Bestreben muß im Sinne einer Historisierung der volkswissenschaftlichen Forschung wärmstens begrüßt werden, da erst wenige Autoren sich an derartige Arbeiten herangewagt haben. Man findet eine Fülle von Stoff, die für Arbeiten auch auf anderen Gebieten besonders nützlich sein wird. Das Buch ist in seiner Gesamtheit bestens zu begrüßen und der volkswissenschaftlichen Forschung viel Erfolg zu wünschen.

Wald und Siedlung im vorgeschichtlichen Mitteleuropa

Unter besonderer Berücksichtigung der jüngeren Steinzeit
Von Dr. **H. Rietsch**, Berlin. VII, 254 Seiten mit 140 Abbild. i. L. u. auf 1 Ausschlacht. 1939. gr. 8°. (Mannus-Bücherei Bd. 64.) RM. 22.50, geb. 24.—, Vorzugspreis*) RM. 19.10, geb. 20.60

*) Für Mitgl. d. Reichsb. f. Dr. Vorgeschichte, f. Bezieh. d. Zschr. „Mannus“, d. „Mannus-Bücherei“ od. b. Bestellg. von 3 versch. Bänden dies. Sammlung

Vergangenheit und Gegenwart: Einen höchst dankenswerten Beitrag hat der Verf. in einer umfassenden Untersuchung über die Beziehungen zwischen Waldland und vorgeschichtlicher Besiedlung vorgelegt. Das anregende Buch bringt besonders in seinem ersten Teile eine für den Vorgeschichtler wertvolle Zusammenfassung unseres Wissens über die Waldgeschichte und die Bedeutung der verschiedenen Wald- und Landschaftsformen für die Besiedlung.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Bilder zur deutschen Vorgeschichte

welche von dem Amt für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. genehmigt und zur Anschaffung empfohlen wurden, erscheinen im

Pestalozzi-Gröbel-Verlag, Leipzig C 1

Die außerordentlich eindrucksvollen Bilder, welche nach Angaben von Prof. Dr. Hans Reinerth und Prof. Dr. Walther Schulz von Kunstmalern Jung-Jensen und Prof. Wilh. Petersen in vollendeter Gestaltung geschaffen wurden, sind nicht nur Schulbilder, die der Forschung entsprechend zeigen, auf welcher hohen Kulturstufe unsere Vorfahren standen, sondern auch wirkliche Kunstblätter, die verdienen, als Wandschmuck einen Ehrenplatz zu erhalten! Verlangen Sie kostenlos Prospekte.

Der germanische Schmied und sein Werkzeug

Von Dr. Horst Oehlhafer, Potsdam. VIII, 193 Seiten mit 207 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1939. 4°. Kart. RM. 25.50

(Band 2 der
Hamburger Schriften zur Vorgeschichte und Germanischen Frühgeschichte.
Herausgegeben von Prof. Dr. Walther Matthes, Hamburg)

Altischlesien: Längsschnitte durch die Vorzeit zur Aufhellung einer Fundart oder wie hier eines Handwerkes sind mit außerordentlich zeitraubenden Vor- und Sammelarbeiten verknüpft; ihre Ergebnisse sind dann aber auch für lange Zeit grundlegend und von besonderem Werte für die Kulturgeschichte und viele Nachbargebiete. Das ansprechende Werk läßt den germanischen Schmied in seiner Arbeitsweise und in seinem hohen Ansehen vor unseren Augen wiedererstehen. Es wird sich als Nachschlagebuch bald unentbehrlich machen. M. Jahn.

**Johann Ambrosius Barth
Verlag / Leipzig**



Mannus-Bücherei, Band 60 und 63

Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis

Von Wilhelm Witter, Halle S.

Band 1

Die Ausbeutung der mitteldeutschen Erzlagerstätten in der frühen Metallzeit

Mit einem Beitrag von Dr. W. Hülle, Berlin. XII, 275 S. m. 40 Abb., 1 Einschalttafel, 9 Tab. i. T. u. einem Anhang m. 8 Tafeln. 1938. gr. 8°. RM. 18.—, geb. RM. 19.50; Vorzugspreis *) RM. 15.30, geb. RM. 16.80

Band 2

Die Kenntnis von Kupfer und Bronze in der Alten Welt

VIII, 118 Seiten mit 4 Abbildungen und 17 Tabellen im Text. 1938. gr. 8°. RM. 12.—, geb. RM. 13.20; Vorzugspreis *) RM. 10.20, geb. RM. 11.40

*) Für Mitglieder des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, für Bezahler der Zeitschrift „Mannus“, der „Mannus-Bücherei“ oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig